

5 Falldarstellung Elif Yıldız

Zwischen Handlungsfähigkeit und Zum-Opfer-gemacht-Werden

5.1 Rekonstruktion biographischer Ereignisse – Biographisches Kurzporträt

Elif Yıldız steht zum Interviewzeitpunkt kurz vor ihrem 23. Geburtstag. Sie wurde in der Großstadt A als drittes Kind geboren. Ihre Schwester ist vier Jahre und ihr Bruder ein Jahr älter. Ihre Eltern kamen beide unabhängig voneinander als Arbeitsmigrant*innen in die Schweiz. Dort lernten sie sich kennen und heirateten kurz darauf. Über ihre Kindheit und frühe Jugend erzählt Elif Yıldız wenig, erwähnt aber kurz, dass sie sich mit ihren Geschwistern zu dritt ein Zimmer geteilt habe. In Bezug auf die Schule hebt sie hervor, dass sie aufgrund ihrer guten Leistungen ins Gymnasium gekommen sei.

Ab ihrem 16. Lebensjahr lebt Elif Yıldız in der stationären Jugendhilfe. Sie entscheidet sich nach einer gewalttätigen Eskalation durch ihren Vater und ihren Bruder dazu, sich Hilfe zu holen und ruft bei der Leiterin des Sozialdienstes der Polizei an. In der Folge wird sie zunächst im Kinderspital in einer Beobachtungsstation notuntergebracht und kommt dann in die Beobachtungsstation Baumstraße. Von dort geht sie schließlich ins Zentrum Storchengasse, eine Einrichtung für weibliche Jugendliche. Dort verbringt sie fünfeinhalb Jahre, bis sie im Alter von 21 Jahren ihre Ausbildung abschließt.

In der Folge des Übergangs ins Heim durchlebt Elif Yıldız eine Krise. Sie fühlt sich im Gymnasium mit den anderen Peers, welche sie als wohlbehütet wahrnimmt, nicht wohl und zieht sich immer mehr aus den sozialen Zusammenhängen am Ort der Schule zurück. Sie fängt an zu kiffen und bleibt der Schule regelmäßig fern. Nach einem Krisengespräch zur schulischen Situation mit Rektorin, Klassenlehrer und Bezugsperson entscheidet sie sich, das Gymnasium zu verlassen. Im Anschluss daran startet sie ein einjähriges Praktikum in der Pflege und beginnt danach eine Ausbildung zur ›Fachangestellten Gesundheit und Pflege‹ (FAGE

auf EFZ-Niveau¹). Parallel dazu macht sie die Berufsmaturität². Während ihrer Ausbildung wechselt sie aufgrund fehlender Anleitung die Praxiseinrichtung und schließt die Lehre dann erfolgreich ab. Nach dem Lehrabschluss zieht sie im Alter von 20 Jahren aus der Einrichtung Storchengasse aus und mit ihrem damaligen Freund zusammen. Parallel dazu arbeitet sie als ›Fachangestellte Gesundheit und Pflege‹ in einer Einrichtung für ältere Menschen und absolviert erfolgreich die eidgenössische Maturität³, mit dem Ziel, an der Universität studieren zu können. Nachdem sie sich von ihrem Freund getrennt hat, zieht sie wieder bei ihren Eltern ein in das Zimmer ihrer Schwester, die kurz zuvor ausgezogen ist. Zum Interviewzeitpunkt sucht Elif Yıldız zusammen mit einer Kollegin aus der Wohngruppe Storchengasse eine Wohnung. Weiterhin plant sie, im kommenden Sommer Deutsch und Geschichte auf Lehramt zu studieren, mit dem Wunsch, einmal als Lehrerin am Gymnasium zu unterrichten.

5.2 Anbahnung des Interviews und Reflexion der Interviewsituation

Wie bereits in Kapitel 3.3.2 dargestellt, erfolgte die Anfrage an die jungen Menschen über Einrichtungen der stationären Jugendhilfe. Auch Elif Yıldız wurde über die Einrichtung, in der sie zuletzt gelebt hat, angesprochen, ob sie Interesse an einem Interview habe. Nach ihrer Einwilligung nahm ich per SMS Kontakt mit ihr auf. In der SMS schrieb ich, dass ich mich für das »Erwachsenwerden« von jungen Erwachsenen interessierte, die in Heimen aufgewachsen sind, und ich sie daher gerne zu ihrer »Lebensgeschichte« und ihren »Erfahrungen« befragen würde.

Auf die SMS-Nachricht antwortete sie mir innerhalb von fünf Minuten und schlug gleich für den nächsten Tag einen Interviewtermin vor. Die schnelle Antwort, ihre Formulierung »*ich stehe ihnen gerne für ein Interview zur Verfügung*« sowie das Angebot eines zeitnahen Termins drücken grundsätzlich ihre Bereitschaft aus, an der Forschung teilzunehmen und zeugen von einer Motivation oder einem Anliegen, ein Interview zu geben und von den eigenen Erfahrungen zu berichten.

-
- 1 In der Schweiz werden Berufslehren auf zwei Niveaus angeboten: das Eidgenössische Fähigkeitszeugnis (EFZ) bezeichnet drei- oder vierjährige Ausbildungen. Das Eidgenössische Berufsattest (EBA) hingegen ist eine zweijährige Ausbildung. Beide Ausbildungsformen zählen zur Beruflichen Grundbildung (vgl. Stolz/Gonon 2008).
 - 2 Das eidgenössische Berufsmaturitätszeugnis ermöglicht ein Studium an Fachhochschulen. Die Berufsmaturität wird parallel zur Beruflichen Grundbildung durch den Besuch einer Maturitätsschule absolviert oder nach erfolgreichem Abschluss der Beruflichen Grundbildung im Rahmen der eidgenössischen Berufsmaturitätsprüfung erworben (vgl. Staatssekretariat für Bildung 2017).
 - 3 Mit einem eidgenössischen Berufsmaturitätszeugnis kann durch die Ergänzungsprüfung »Berufsmaturität – universitäre Hochschulen« die Zugangsmöglichkeit zur Universität erworben werden (vgl. Staatssekretariat für Bildung 2017).

Das Interview war für mich das erste in der zweiten Phase der Erhebung. Wir trafen uns am darauffolgenden Tag in der Cafeteria einer Hochschule. Im Vorgespräch erzählte Elif Yıldız viel von ihrer Arbeit, und es war mir leicht möglich, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Nach einer Vorstellung des Anliegens meiner Forschung und einem kurzen Gespräch über das Projekt, in dem sie zum Ausdruck brachte, dass sie das Thema der Forschungsarbeit wichtig fände, leitete ich zum Interview über. Fragen zum Rahmen des Interviews stellte Elif Yıldız keine, unterstrich aber erneut ihre Bereitschaft für das Interview. Im Interview selbst zeigte sich, dass sie die Einrichtung, über die der Kontakt hergestellt wurde, sehr schätzt und mit den Mitarbeiterinnen regelmäßigen Kontakt hat. Ihr hohes Commitment, an der Studie teilzunehmen, kann auch an dieser positiven Verbindung zu der Einrichtung liegen.

5.3 Konstruktion der Biographie – Übersicht Interviewverlauf

Das Interview dauerte eine Stunde und 20 Minuten, wobei die Haupterzählung 30 Minuten in Anspruch nahm. Nach einer ersten vorläufigen Koda, bei der Elif Yıldız einen Ausblick auf ihre Zukunft gibt und von ihrem Plan erzählt, im September an der Universität Deutsch und Geschichte zu studieren. Anschließend bilanziert sie die Beziehung mit ihren Geschwistern und geht dabei insbesondere auf ihre aktuelle Beziehung zu ihrem Bruder ein. Sie beendet schließlich auch diesen Teil mit einer Koda: »*das einmal ja*« (0; 6) und markiert damit das Ende ihrer Erzählung.

Insgesamt wird die Haupterzählung dominiert von beschreibenden und einigen argumentativen Teilen. Elif Yıldız stellt die Struktur ihrer Biographie insbesondere durch genaue Zeitangaben und Zeitabstände her. Dabei hat sie offensichtlich eine chronologische Struktur vor Augen, was an den detaillierten Datums- oder Altersangaben sowie der Benennung von zeitlichen Abständen sichtbar wird. Dies deutet darauf hin, dass sie sich mit ihrer Biographie und den Ereignissen schon beschäftigt und in der Folge einen Überblick über die zeitliche Abfolge erarbeitet hat.

In der Haupterzählung wechselt die Erzählweise an der Stelle, an der sie berichtet, wie es dazu kam, dass sie in die stationäre Jugendhilfe ging, in eine Narration. Hierfür unterbricht sie die geraffte und beschreibende Darstellung ihrer Kindheit und frühen Jugend und fokussiert auf die Erzählung der Ereignisse am Tag ihres Wegganges. Dieser Tag stellt den Auftakt dar für verschiedene Stationen in unterschiedlichen Einrichtungen der stationären Jugendhilfe. Nach dieser Erzählung zu ihrer Hilfebiographie wechselt sie wieder in eine beschleunigte Darstellungsweise von Ereignissen. Hierbei fokussiert sie noch auf Prozesse in unterschiedlichen Lebenslaufbereichen, die sie abschließend anfügt und dadurch den Bogen zur Gegenwart spannt. Durch diese Konstruktion ihrer Biographie steht im Zentrum ihrer

Darstellung, wie sie in die stationäre Jugendhilfe kam, und welche Entwicklung sie danach bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt gemacht hat.

Nach der Haupterzählung bat ich Elif Yıldız im Nachfrageteil, mehr über ihre Kindheit zu berichten, weil sie da ja noch nicht so viel »rausgelassen« (19; 354) habe. Sie antwortet direkt, dass sie eine »happy« (20; 356) Kindheit gehabt habe. Nach dieser bilanzierenden, beschreibenden Aussage denkt Elif Yıldız kurz nach und sagt: »zu Hause ist=es (2) eigentlich so das Gegenteil gewesen« (20; 358). Im Versuch zu erzählen, was sich in ihrer Kindheit zu Hause zugetragen hat, verliert die Biographin die Fassung und formuliert sehr emotional nach einer längeren Pause: »also ich mag mich nicht an (1) so viele Sachen erinnern, ///mmh/// aus der Kindheit, ///mmh/// darum lasse ich glaube auch diese Lücke ((leicht lachend)),« (20; 362-364). Diese Aussage verdeutlicht die Strategie der Biographin, gewisse Teile ihrer Kindheit auszulasen. Sie ergänzt, dass sie Gewalt durch ihren Vater ausgesetzt war und sie diesen Teil nicht erzählt, um sich vor den damit verbundenen belastenden Gefühlen zu schützen. Riegel (2018, S. 572) weist in diesem Zusammenhang auf die Kompetenz von Jugendlichen hin, sich in biographischen Interviews zu schützen, und damit verbundene Strategien, mit belastenden Erlebnissen in ihrer Biographie umzugehen. An dieser Stelle zeigt sich, dass ich durch mein Nachfragen diese Strategie störte, mir dies aber auch erst durch die Reaktion sichtbar wurde.

Als Interviewerin nahm ich daraufhin einen Themenwechsel vor und stellte keine weiteren Rückfragen zu diesem Teil ihrer Biographie, da ich das Gefühl hatte, die Biographin durch die Nachfrage auf ein »unsicheres Terrain« geführt zu haben. Rückblickend fragte ich mich, ob es angesichts der Lücke in ihrer Erzählung legitim war, darauf überhaupt in der Nachfrage so explizit hinzuweisen und nach Vertiefungen zu fragen, weil es in der Relevanzsetzung der Biographin offensichtlich nicht im Zentrum stand.

In diesem Zusammenhang sind auch Fragen zur Interviewführung und damit verbundene ethische Fragen zu berücksichtigen. Köttig und Rosenthal (2006, S. 195) heben als Anforderung für die Interviewführung die Notwendigkeit hervor, sensibel für belastende und potenziell auch traumatisierende Erfahrungen zu sein, die durch den Erinnerungsprozess bei biographischen Interviews reaktualisiert werden können. In Bezug auf das vorliegende Interview stellt sich die Frage, ob ich in der Situation nicht in eine Metaebene der Kommunikation hätte wechseln können. So hätte ich bspw. nachfragen können, ob es für sie in Ordnung wäre weiterzuerzählen, oder ob wir eine Pause machen sollten. Mein stillschweigender Themenwechsel kann ggf. auch an Erfahrungen ihrerseits anknüpfen, dass ihre Gewalterfahrungen andere überfordern und diese davon nichts wissen wollen, sodass ihre Erfahrungen systematisch unsichtbar gemacht werden.

Im weiteren Verlauf des Interviews kann Elif Yıldız mit dem Themenwechsel sogleich wieder an ihren souverän wirkenden Darstellungsmodus anknüpfen, der in der Haupterzählung dominierte. So gelingt es ihr offensichtlich, die belasten-

den Erinnerungen hinter sich zu lassen, die für sie im Zusammenhang mit Gewalt durch ihren Vater in der Kindheit bestehen. Thematisch lag der Fokus im Nachfrageteil dann auf der Phase in und nach der Jugendhilfe, wobei die Biographin einzelne Aspekte vertiefte und noch narrative Passagen entstanden.

5.4 Feinanalyse der Anfangssequenz – Rahmungen Interviewsituation

Smalltalk vor Interview

E: Gegen diese Erholungsfrist von zehn Stunden ///ja/// wo nicht eingehalten ist, wenn man am nächsten Tag dann Frühdienst hat und um sieben anfängt ///ja///, also ///ja/// aber so lang ähm niemandem irgendwie ein grob fahrlässiger Fehler passiert ///mmh/// sagt da auch niemand etwas, oder ///mmh/// ja. (1)

I: Oh je aber dann: (.) ja trotzdem ist auch so eine Pause eigentlich ganz gut ///ja ja/// ja ja mmh. Ja, (3)

(0; 1-6)

Das Aufnahmegerät wird zu einem Zeitpunkt eingeschaltet, in dem die Interviewerin und die Interviewte noch mit einem Gespräch beschäftigt sind, das als Smalltalk bezeichnet werden kann. Die Interviewte Elif Yıldız nimmt in der Sequenz Bezug zu ihrer Arbeit und den Arbeitszeiten und greift arbeitsrechtliche Themen auf. Die Begriffe ›*Erholungsfrist*‹ und ›*grob fahrlässig*‹ markieren Fachbegriffe und lassen den Eindruck einer arbeitsrechtlich gut informierten, professionellen Arbeitnehmerin entstehen. Die Interviewerin reagiert darauf mit »Oh je«, was als eine Annäherung auf der Beziehungsebene verstanden werden kann, bei der sie ihre Anteilnahme zum Ausdruck bringt für die lange Arbeitszeit und mit der sie die Bedeutung von Pausen unterstreicht. Durch das »ja ja« stimmt Elif Yıldız der Aussage erst mal grundsätzlich zu und signalisiert damit auf der Beziehungsebene, dass die gegenseitige Bezugnahme erfolgreich war.

Überleitung zum Interview

I: genau also, (2) ich habe es ja schon gesagt, dass es mehr um so eine Lebensgeschichte geht ///mmh/// also es ist dann nicht so wie, man häufig Interviews sich vorstellt ///mmh/// eine Frage nach der anderen ///mmh///, sondern erstmal: dass ich jetzt gleich (.) meine Fragen stelle und Sie dann (.) alle Zeit sich nehmen, um: Ihr, (.) von Ihrem Leben zu erzählen, ///mmh/// wie so eins ums andere kam, ich mache am Anfang also nicht irritiert sein ich schreib dann mit, ///mmh/// nur dass ich nachher weiß was ich noch nachfragen will; ///ja ja ja mmh/// also davon nicht irritieren lassen; (0; 6-13)

Mit »*genau also*« leitet die Interviewerin zum Interview über, informiert über das Format und stellt so einen Bezug zu Gesprächen her, die die beiden schon miteinander hatten. Mit der distanzierenden und abstrahierenden Formulierung »*mehr um so eine Lebensgeschichte*« grenzt die Interviewerin das Format von einem »gewöhnlichen« Interview ab. Gleichzeitig vermeidet sie anscheinend auszusprechen, dass es um die Lebensgeschichte von Elif Yıldız geht. Diese abstrahierende und unpersönliche Formulierung deutet darauf hin, dass auch die Interviewerin die Interviewfrage mit den darin liegenden »Zumutungen« an die Biographin bewältigen muss, das nun folgende Verfahren daher in einen größeren Zusammenhang rückt und dadurch versucht, es zu legitimieren.

Der Hinweis, dass es nicht so ein Interview sei, wie »*man es sich häufig*« vorstelle, drückt als Vermutung aus, dass die Interviewte womöglich mit gewissen Vorstellungen zum Format des Interviews gekommen sei, diese Vorstellungen aber potenziell nicht dem entsprechen, was die Interviewte nun erwarte. Die zweimalige Erwähnung, dass Elif Yıldız nicht irritiert sein solle, kann einerseits entlastend wirken und signalisieren, dass Irritationen bei dieser Interview-Form durchaus vorkommen. Andererseits könnte auch die Thematisierung der Irritation durch die Interviewerin möglicherweise erst Irritation hervorrufen.

In den Regieanweisungen der Interviewerin zeigen sich Hinweise zum Ablauf des Interviews und zu den Rollen. Die Rolle der Interviewerin ist dabei teilweise durch eine Reduktion des Gesprächsanteiles charakterisiert und dadurch, dass sie sich auf das Zuhören und Notizenmachen fokussiert. Weiterhin wird auf eine im Alltagsgespräch eher ungewöhnliche Form der Gesprächsführung vorbereitet, in der eine Person lange Zeit eine Geschichte entfalten kann. Insgesamt stellt sich hier Frage, wie die Biographin mit diesen Anweisungen umgeht und ob es ggf. zu Irritationen oder Unsicherheiten kommt.

E: *ist gut @(.)@ (0; 14)*

Elif Yıldız signalisiert umgehend, dass sie die Aufgabe verstanden habe und diese akzeptiere. Das kurze Lachen könnte auf eine leicht angespannte Situation hindeuten und als Ventil dienen, die Anspannung etwas zu lösen. Diese Reaktion zeigt die Zustimmung der Biographin; es gibt zunächst keine Fragen oder Irritationen.

Erzählimpuls

I: Und (.) jetzt quasi ähm ja, (.) erzählen Sie erstmal, und mich interessiert Ihre gesamte Geschichte, ///mmh/// Ihre gesamte Lebensgeschichte=alle Erlebnisse, die (.) Ihnen jetzt wichtig vorkommen ///mmh/// ich unterbreche Sie nicht und stelle eben dann eben nachher noch mal weitere Fragen ///mmh/// und ich möchte Sie einfach bitten dass Sie sich so zurückerinnern ///mmh/// und mir erzählen. (.) Ja Ihre Geschichte, (.) fangen Sie da an wo sie wollen und eben bis: heute, wo Sie °heute eben stehen.° (0; 15-21)

In der nochmaligen Erzählaufforderung leitet die Zeitangabe »jetzt« den Interviewbeginn ein und damit die Phase, in der die Interviewte erzählen soll. Der Aufforderungscharakter wird durch das Wort »quasi« etwas abgeschwächt und relativiert. Daraufhin konkretisiert die Interviewerin, was sie interessiert, nämlich »Ihre gesamte Geschichte«. Diese Formulierung bringt einerseits ein umfassendes Interesse zum Ausdruck, andererseits auch einen Zwang für eine Aufgabe, die so nicht einlösbar ist, da nicht alles erzählt werden kann. Die Geschichte konkretisiert die Interviewerin mit »alle Erlebnisse«, was als Erwartungshorizont verdeutlicht, dass sie an konkreten Erfahrungen interessiert ist. Gleichzeitig kann mit dem Begriff Erlebnis die Assoziation des Außergewöhnlichen verbunden sein. Die Präzisierung der Erlebnisse mit »die Ihnen jetzt wichtig vorkommen« verdeutlicht, dass die Erzählerin die Entscheidung fällen kann, was ihr wichtig ist. Die Interviewerin adressiert die Biographin durch die temporale Angabe »jetzt« in ihrer aktuellen Situation und was für sie vor diesem Hintergrund erzählenswert erscheint.

Durch die Formulierung, dass sie die Entscheidung für die Auswahl aufgrund der Wichtigkeit treffen solle, wird möglicherweise eine Reflexion der Erzählerin angeregt über die Inhalte, die sie erzählen will. Diese starke Anregung einer Reflexion erscheint widersprüchlich zu dem Wunsch der Interviewerin, eine Erzählung zu generieren und am Erleben der Erzählerin interessiert zu sein. In der Eingangsfrage wird ein Changieren der Interviewerin sichtbar zwischen klaren und machtvollen Aufforderungen und einer Unbestimmtheit des Erzählimpulses. Die Widersprüchlichkeit liegt dabei in genauen Erwartungen einerseits und der Botschaft an die Erzählerin andererseits, bezüglich des Anfangspunktes und konkreter Erlebnisse, die sie erzählt, eigene Relevanzsetzungen treffen zu sollen. Gleichzeitig gibt die Interviewerin Elif Yıldız Anregungen, wie diese eine Auswahl an Themen und Ereignissen treffen könne. Weiterhin kann durch die Aufforderung, alles zu erzählen bis dahin, wo Elif Yıldız heute steht, eine Geschichte im Sinne einer Karriere nahegelegt werden.

5.5 Biographie bis zur Jugendhilfe – »Am (...) Gymnasium ist eigentlich alles gut gegangen ich bin sehr eine Fleißige auch interessiert so«

Erzählauftakt – »Dann fange ich am besten bei meinen Eltern an«

E: Mmh ((räuspert sich)) (...) ähm:: (1) dann fange ich am besten bei meinen Eltern an, ähm also ist gut wenn ich schweizerdeutsch rede?

I: Ja ja ja.

E: Ah also ähm:: meine Eltern sind ähm:: beide kurz vor zwanzig, (1) also bevor sie zwanzig Jahre alt geworden sind in die Schweiz gekommen, beide unabhängig voneinander

///mmh/// ähm um da arbeiten zu können, ///mmh/// ähm:: und haben sich da kennengelernt, (.) dann gerade nach zwei Monaten geheiratet, ähm:: und::, (2) ja. (1; 22-29)

Die Biographin legt den Erzählauftakt vor ihre eigene Geburt und beginnt mit ihren Eltern, die in ihrer Funktion eingeführt werden und in ihrer (heterosexuellen) paarbezogenen Verwiesenheit aufeinander. Nach der Markierung des Anfangsthemas folgt eine kurze Aushandlung über die Interviewsprache und Elif Yıldız vergewissert sich, ob es in Ordnung sei, schweizerdeutsch zu reden (vgl. hierzu Reflexionen Kap. 3.3.1). Nach einer mehrmaligen Bestätigung durch die Interviewerin fährt die Biographin fort in der Erzählung. Im Zusammenhang mit der Migration ihrer Eltern hebt sie zwei Aspekte hervor: zum einen, dass diese unabhängig voneinander in die Schweiz eingewandert seien, und zum anderen, dass sie zum Arbeiten gekommen seien. Unter einer Geschlechterperspektive unterstreicht sie damit, dass ihre Mutter nicht als Familiennachzug und nicht ausschließlich der Vater als Arbeitsmigrant gekommen sei. Gleichzeitig verortet sie dadurch die Familiengründung der Eltern und ihre Familiengeschichte in der Schweiz. Die Begründung der Migration weist auf eine Ordnung hin, in der Migration nicht als Normalität betrachtet wird und daher legitimiert werden muss. Dies kann als implizite Abgrenzung zu Bildern verstanden werden, die sie bei der Weiß-positionierten Wissenschaftlerin vermutet, von der sie interviewt wird. Dies wiederum kann als Strategie der Normalisierung interpretiert werden, also als eine Form, mit der sie Normalität für sich in Anspruch nimmt und sich von möglichen Adressierungen als Andere abgrenzt.

Zwei Monate, nachdem sie sich kennengelernt haben, heiraten die Eltern. Den Grund für ihre Hochzeit, wie bspw. Romantik, Schwangerschaft oder praktische Gründe, führt Elif Yıldız hier nicht weiter aus, sondern gibt gerafft und überblicksmäßig Ereignisse in ihrem Ablauf wieder, die mit dem Beginn ihrer Geschichte verbunden sind. Strukturiert wird die Beschreibung durch Zeitabstände: die Angabe des Alters ihrer Eltern bei der Migration oder die Dauer in Monaten bis zur Heirat. Bei der Konstruktion ihrer Biographie sind die Strukturierung über die Angabe von Zeiträumen und die chronologische Sortierung von Ereignissen auffallend. Dies erweckt den Eindruck, dass sie bemüht ist um eine möglichst exakte Darstellung. Gleichzeitig kann das aber auch darauf hindeuten, dass sie mit Lebensgeschichte auch die Notwendigkeit einer zeitlichen Strukturierung verbindet.

Die Geburt ihrer Geschwister – »Und dann halt ich«

ähm:: und::, (2) ja. Dann ist meine Schwester geboren, ähm::=die ist vier Jahr älter wie ich ///mmh/// ähm sie hat letztes Jahr ihr Jus-Studium in der Großstadt A abgeschlossen und ist jetzt in ihrem zweiten Praktikum dran: ähm und fängt jetzt im März dann für die Anwaltsprüfung an zu lernen ///mmh/// wo sie Ende Jahr will ähm machen; ///mmh///

(1) dann: ähm ist noch ein paar Jahr später mein Bruder auf die Welt gekommen er ist ein Jahr älter als ich, ///mmh/// und dann halt ich (2; 29-34)

Nach der Hochzeit der Eltern fährt sie fort mit dem Ereignis der Geburt ihrer Schwester. Damit markiert sie ein Ablaufmuster der Beziehung ihrer Eltern, die nach der Hochzeit Kinder bekommen. Ihre Schwester setzt sie altersmäßig zu sich in Beziehung: Die Geburt ihrer Schwester liegt vier Jahre vor ihrer eigenen Geburt. Damit baut sie eine Dramaturgie auf, die ihre eigene Geburt bereits ankündigt, diese aber zunächst noch kontextualisiert durch Informationen zu den Familienverhältnissen.

Zu ihrer Schwester fügt sie als Hintergrundkonstruktion an, dass diese aktuell kurz vor dem Abschluss ihrer Anwaltsprüfung stehe. Damit markiert sie, dass ihre Schwester bildungserfolgreich ist und sie spannt dadurch den Bogen in die Gegenwart. Diese Bezugnahme auf Bildungserfolg sticht hervor, da dies die erste etwas detailliertere Beschreibung in ihrer bislang sehr stark gerafften, beschreibenden und oberflächlichen Darstellung von Lebensereignissen ihrer Familie ist. Zum Bildungshintergrund ihrer Eltern hingegen hat sie bislang noch nichts erwähnt. Möglicherweise drückt sich darin ein intergenerationaler Gap aus, was formale Bildungsabschlüsse anbelangt bzw. solche, die in der Schweiz anerkannt werden. Die Hervorhebung des Bildungserfolges der Schwester macht eine Orientierung an Leistungsnormen sichtbar. Möglicherweise hat die Hervorhebung auch mit der Rahmung der Interviewsituation zu tun: Einerseits wird eine Adressierung als junge Frau, die in der stationären Jugendhilfe gelebt hat, vorgenommen. Andererseits werden durch die Positionierung der Weißen Forscherin rassistische Diskurse von Migrationsanderen relevant. Beide Rahmungen sind mit Normalitätsvorstellungen verknüpft, bei denen die Erzählerin als junge Frau mit Migrationserfahrungen aus der Türkei, die in der stationären Jugendhilfe gelebt hat, potenziell als benachteiligt betrachtet wird. Damit verbunden sind Bilder, die ihr wenig Bildungserfolg oder Bildungsaspirationen zuschreiben sowie auch wenig Handlungsfähigkeit. Somit kann diese Hervorhebung des Bildungserfolges ihrer Schwester oder die Art der Einführung der Migration ihrer Eltern in die Schweiz als Gegenhorizont zu dominanten Adressierungen verstanden werden, die sie dadurch zurückweist.

Nach der Hintergrundkonstruktion und dem damit verbundenen Zeitsprung greift die Erzählerin die vorher angelegte Chronologie auf und führt nun ihren Bruder an, der dann »auf die Welt gekommen« sei. Auch mit ihm setzt sie sich altersmäßig in Beziehung: Er ist ein Jahr älter als sie. Sie schließt die Reihe der Geschwister mit ihrer eigenen Geburt ab und formuliert passiv: »und dann halt ich«. Dadurch baut sie eine Distanz zu sich selbst auf und scheint der eigenen Geburt im Unterschied zur Geburt ihrer Geschwister eine weniger bedeutende Rolle beizumessen. Durch das relationale Einführen der Geburt ihrer Geschwister zu sich

selbst entsteht ein Bruch der Dramaturgie ihrer Erzählung, die die eigene Geburt als Zielpunkt angekündigt hat. Interessant ist im Vergleich, dass sie selbst im Unterschied zur Beschreibung der Geburt ihrer Geschwister am wenigsten als Akteurin des Auf-die-Welt-Kommens sichtbar wird. Vielmehr stellt sie sich als letzte in der Reihe dar und ihre Geburt als ein Ereignis, das nebenbei erfolgte und das sie nicht ins Zentrum rückt. Mit der Beschreibung ihrer eigenen Geburt endet die Einführung der einzelnen Familienmitglieder.

Beschreibung der Wohnsituation – »Haben wir uns: (1) alle drei ein Zimmer geteilt«

Elif Yıldız fährt fort mit der Konkretisierung des Kontextes ihres Aufwachsens:

ähm:: wir haben ähm immer, (1) also meine Eltern sind noch zusammen, (1) ///mmh/// ähm: (2) wir haben uns wo wir ganz klein gewesen sind also bis ich etwa, muss ich überlegen bis ich etwa acht, ja; nein nicht mal noch ganz klein, bis ich etwa acht Jahre alt gewesen bin, (.) haben wir uns:: (1) alle drei ein Zimmer geteilt, (.) und dann sind wir umgezogen und dann habe ich mit meiner Schwester ein Zimmer geteilt; ähm:: (.) (3; 35-40)

Bei der Beschreibung der Wohnsituation in ihrer Kindheit – die Familie hatte wenig Raum zur Verfügung und die Geschwister teilten sich ein Zimmer – fügt sie eine Hintergrundkonstruktion zu ihren Eltern ein, in der sie konkretisiert, dass diese auch aktuell noch ein Paar seien. Die Formulierung »meine Eltern sind noch zusammen« verweist auf mehr als nur eine rein formale Verbindung, die mit dem Akt des Heiratens besiegelt wird. Vielmehr drückt sich darin auch eine Verbundenheit der Eltern auf der Beziehungsebene aus. Diese Information scheint ihr notwendig für ihre Geschichte und sie nimmt damit auch eine Information aus der Zukunft vorweg. Möglicherweise ist dies auch als Botschaft an die Interviewerin zu verstehen, ihre Bilder von Familien von Jugendlichen, die in der stationären Jugendhilfe gelebt haben, zu hinterfragen und diese nicht per se als Trennungsfamilien zu betrachten. Außerdem kann damit verbunden auch eine notwendige Rahmung für das sein, was sie im weiteren Verlauf noch erzählen wird. Beide Lesarten verweisen auf eine Strategie der Normalisierung ihrer Familienverhältnisse. Mit Normalisierung sind hier die Inanspruchnahme von Normalität durch Elif Yıldız gemeint und die Markierung von Zonen von Normalität in ihrer Biographie, die in Verbindung gebracht werden können mit dominanten gesellschaftlichen Vorstellungen, die ihr diese Normalität nicht zugestehen (vgl. hierzu auch Kap. 1.4).

Von den Eltern wechselt sie dann zu sich und ihren Geschwistern, die sie mit »wir« als Einheit konstruiert. Bei dem Versuch, die Dauer zu bestimmen, wie lange sie sich ein Zimmer teilten, wird wieder deutlich, dass sie ihre Erzählung durch zeitliche Einteilungen strukturiert und dies »richtig« machen will. Das geteilte Zimmer der Geschwister bewertet sie nicht weiter und so bleibt unklar, wie sie und

ihre Geschwister diesen Umstand erlebten. Es drückt sich darin aber aus, dass ihre Familie offensichtlich auf wenig Raum zusammenlebte, was potenziell auch mit wenig finanziellen Ressourcen in Verbindung steht. Die räumliche Situation verändert sich durch einen Umzug, allerdings teilt sie sich danach auch noch mit ihrer Schwester ein Zimmer.

Die Verortung der Lebensgeschichte bis hierher ist insbesondere durch die Einführung der Familie und der Wohnungsgröße erfolgt. Weitere Konkretisierungen nimmt sie nicht vor. In ihrer Konstruktion von Familie wird deutlich, dass sie einerseits ihre Eltern als Einheit beschreibt, andererseits ihre Geschwister und sich.

Im Nachfrageteil geht sie auf die Peers im Gymnasium ein und vergleicht deren Aufwuchsbedingungen mit ihren eigenen:

weil äh (2) du schlenderst dann nachher wieder in dein schönes Häuschen zu Mami und Papi ///mmh/// und sonst ähm ///mmh/// (47; 817-819)

Mit dieser Stelle als Kontrast wird sichtbar, dass sie die anderen Jugendlichen als aus wohlbehüteten und gut situierten Verhältnissen kommend konstruiert und sich davon abgrenzt. Damit wird hier in Bezug auf die Darstellung ihrer eigenen Wohnsituation deutlich, dass sie im Unterschied zu ihren Peers auf engerem Raum aufgewachsen ist und offensichtlich aus anderen Verhältnissen kommt als diese. Durch die Verknüpfung von Ressourcen und Aufwuchsbedingungen markiert Elif Yıldız strukturelle Benachteiligungen und verbindet diese hier mit Möglichkeiten der Teilhabe an Bildung.

Schulische Erfahrungen – »Ich bin sehr eine Fleißige auch interessiert«

ich bin in der Sekundarschule A gewesen in der Großstadt A im Quartier A, und ähm dort ist gerade das: so ein Punktesystem eingeführt worden, ///mmh/// ähm wo:: je nach Punktzahl entscheidet ob man in die weiterführende Schule, E-Zug, A-Zug, oder ins Gymnasium ///mmh/// provisorisch oder definitiv kommt, ///mmh/// ähm dort: (2) bin ich dann ins Gymi gekommen, ähm am (.) Gymnasium ist eigentlich alles gut gegangen ich bin sehr eine Fleißige auch interessiert so; ähm: (1) (6; 40-46)

Als nächstes Thema führt sie die Schule an und beginnt mit der Sekundarschule A (7. bis 9. Klasse)⁴. Die gesamte Kindergarten- und Primarschulzeit lässt sie damit aus. Im Zentrum dieser Sequenz über einen Teil ihres schulischen Werdeganges steht ihr erfolgreicher Übergang ins Gymnasium. Durch diese Form der Selbstpräsentation nimmt sie erneut, wie auch im Segment über ihre Schwester, eine

4 Die Sekundarschule A schließt nach der vierjährigen Primarschule an. Sie dauert drei Jahre. In der Sekundarschule A findet in nicht selektionierten Klassen Unterricht statt. Die leistungsbezogene Differenzierung erfolgt danach.

Hervorhebung von Bildungserfolg vor. Bei ihren Ausführungen zum »Punktesystem« zeigt sich eine Orientierung an Kriterien von leistungsbezogener Einordnung, die sie dazu nutzt, die eigene Position im Schulsystem vor diesem Hintergrund zu verstehen und einzuordnen. Sie beschreibt hier ein institutionelles Ablaufmuster, das eine Normalität ausdrückt, in der leistungsbezogen selektiert wird. Diese leistungsbezogene Selektion geschieht mittels einer »objektiv messbaren« Punktezahl, auf deren Basis sich dann entscheidet, wer welche Schulform besuchen kann. Die beteiligten Akteure verschleiert sie durch die Messkriterien, die dem Selektionsprozess zugrunde gelegt sind.

Hier wird eine Orientierung an institutionellen Abläufen zur Konstruktion der eigenen Geschichte sichtbar. Die detaillierte Beschreibung der verschiedenen schulischen Niveaus lässt auch hier, wie bei den detaillierten zeitlichen Angaben, den Eindruck entstehen, dass sie um Genauigkeit bei der Konstruktion ihrer Biographie bemüht ist. In ihren Begründungen für ihre eigene gute schulische Performance gibt sie im Modus der Beschreibung in einer passiven Ausdrucksweise wieder, dass »*eigentlich alles gut gegangen*« ist, wobei sich durch »*eigentlich*« andeutet, dass hier eine Veränderung zu erwarten ist. Ihren Beitrag zum schulischen Erfolg begründet sie mit ihren Eigenschaften als »*Fleißige und auch interessiert*«. Insbesondere die Selbstbeschreibung als fleißig ist weiblich konnotiert, bringt ihren Einsatz und ihre Ausdauer beim Lernen zum Ausdruck und verweist darauf, dass sie sich anstrengt und dadurch Erfolg hat. Eine andere Begründung für gute Leistung könnte auch bspw. darin liegen, auf eigene Fähigkeiten oder Begabungen zu verweisen. Der Begriff »*Interesse*« deutet auf ihre Motivation und Lust am Lernen hin.

Trotz des hier explizit benannten eigenen Beitrages durch Fleiß und Interesse greift hier ein institutioneller Ablauf, in dessen Folge mittels Kriterien Leistung definiert und eine Selektion vorgenommen wird und Positionen verteilt werden. Einerseits wird also das Bild einer autonomen und fleißigen Schülerin konstruiert, die selbst für sich sorgt und ganz ohne soziale Zusammenhänge zum eigenen Erfolg kommt. Andererseits wird deutlich, dass sie nicht Akteurin ihrer bildungsbezogenen Entscheidungen ist. Vielmehr geht sie den Weg, der von institutioneller Seite via Punktesystem für sie bestimmt wird. Die Erzählerin nutzt die organisationale Logik, um sich selbst zu positionieren und einzuordnen. Gleichzeitig stellt sie sich als verantwortlich für die eigenen Leistungen dar. Diese Darstellung bricht sich mit der vorigen Sequenz, in der sie auch Hürden andeutet, die verbunden sind mit den Verhältnissen von Armut, in denen sie aufwächst, denn hier stellt sie sich und ihren Fleiß ins Zentrum des Erfolgs und macht damit auch eventuelle Hürden unsichtbar.

Resümee Biographie vor der Jugendhilfe

Als Eröffnung ihrer Biographie wählt Elif Yıldız die Migration ihrer Eltern in die Schweiz und beginnt ihre Erzählung vor ihrer eigenen Geburt. Hierbei fällt auf, dass sie Aspekte hervorhebt, die potenziell dominante Diskurse über ihre Eltern als Migrationsandere zurückweisen. Ansonsten geht sie beschreibend auf die Reihenfolge der Geschwister und die Wohnsituation in ihrer Kindheit und frühen Jugend ein. Letztere verweist darauf, dass die Familie nicht viel Platz zur Verfügung hatte. Weiterhin geht sie noch kurz auf ihre Bildungsbiographie ein und markiert, dass sie erfolgreich in der Schule war und auf das Gymnasium gehen konnte. Auch ihre Schwester beschreibt sie als bildungserfolgreich. Da sie ansonsten relativ wenig über ihre Kindheit erzählt, erscheint das Thema des Bildungserfolges bedeutsam.

Insgesamt stellt sie ihre Kindheit und Jugend stark gerafft und beschreibend dar und steuert schnell das Ereignis ihres Wegganges von zu Hause an. Der Auftakt ihrer Biographie scheint so die Funktion zu haben, ihre Erzählung mit den nötigsten Informationen zu rahmen, und wird nur kurz von ihr abgehandelt. Weiterhin fällt bis hierher die Strukturierung der Erzählung durch zeitliche Angaben auf, was als Bemühen um Genauigkeit interpretiert werden kann. Gleichzeitig deutet das darauf hin, dass sie sich mit den zeitlichen Abläufen ihrer Biographie bereits beschäftigt und dabei eine zeitliche Struktur entwickelt hat. Hier korrespondiert also eine Genauigkeit in der zeitlichen Struktur mit einer gerafften beschreibenden Einführung in die Bedingungen ihres Aufwachsens. Hinsichtlich der Interpretationen zur Anfangssequenz und zur Offenheit des Erzählimpulses fällt auf, dass sie bislang weniger erzählt, sondern stärker berichtet über Lebenslaufereignisse in ihrem zeitlichen Ablauf.

5.6 Übergang in die Jugendhilfe – »Zufälligerweise am Tag der Frau [...] bin ich von zu Hause weg«

Weggang von zu Hause – »Gerade wo ich sechzehn geworden bin«

und bin dann gerade wo ich sechzehn geworden bin also einen Monat nach meinem sechzehnten Geburtstag, zufälligerweise am Tag der Frau, ///@(.).@/// das ist glaube der 8. März ist das ///@ja@/// ähm bin ich von zu Hause ähm weg, (7; 46-49)

Elif Yıldız geht hier mit einem Zeitsprung auf ihren Weggang von zu Hause ein und führt im Folgenden Ereignisse aus, die bereits in ihrer Jugend lokalisiert sind. Sie konkretisiert ihren Weggang über die Markierung ihres Alters (*»gerade wo ich 16 geworden bin«*) und spezifiziert das noch weiter über die genaue zeitliche Differenz von einem Monat zu ihrem 16. Geburtstag und dass dies *»zufälligerweise am Tag der Frau«* gewesen sei. Durch ihre Bezugnahme auf den Zufall ist zu vermuten, dass

sie das Ereignis des Wegganges retrospektiv mit der Bedeutung des Frauentages in Verbindung bringt und damit als Emanzipationsprozess deutet. Gleichzeitig ist sie unsicher bezüglich des Datums: »glaube der 8. März ist das«. Auch hier führt die Erzählerin ihre Strukturierung der Darstellung über genaue Zeitangaben fort. Weiterhin wird über die exakte zeitliche Verortung deutlich, dass ihr Weggang ein prägnantes Ereignis für sie ist.

Durch die angekündigte Fokussierung auf die Ereignisse eines Tages bremsst sie die bislang hohe Erzählgeschwindigkeit ab und unterbricht ihre geraffte Darstellungsweise. Was sie mit der Formulierung »bin ich von zu Hause ähm weg« meint, bleibt an dieser Stelle des Interviews ebenso unklar wie die Ursachen hierfür. In der Folge entsteht die Notwendigkeit der Konkretisierung, da der Weggang vor dem Hintergrund ihrer bisherigen Erzählung überraschend erscheint und sich bislang noch nicht in ihrer Dramaturgie der Erzählung angekündigt hat. In ihrer Formulierung zeigt sich, dass sie sich als Akteurin des Wegganges versteht.

Zusammenfassend wird hier durch die Rahmung des Ereignisses mit dem Frauentag eine Bezugnahme auf gesellschaftliche Ordnungen sichtbar, die durch Geschlechterverhältnisse strukturiert sind. Somit stellt die Erzählerin die eigene Geschichte und das Ereignis des Wegganges in den Kontext des Kampfes gegen sexistische und patriarchale Geschlechterverhältnisse und hebt ihre Erfahrung damit von der rein individuellen Ebene ab. Dies kann auch als eine Strategie der Bearbeitung von schmerzhaften Erfahrungen gelesen werden und als eine Form der Rationalisierung Erklärung für das Erlebte bieten. Andererseits könnte dies potenziell auch als Ankündigung für eine Geschichte der Emanzipation aus einschränkenden Geschlechterverhältnissen dienen.

Hintergrunderzählung zum Weggang von zu Hause – »Weil ähm: ich habe (1) so einen Typ [...] kennengelernt«

und zwar weil ähm: ich habe (1) so einen Typ ke- also ein Typ; ja der ist irgendwie achtzehn gewesen und ich sechzehn eben, ähm kennengelernt und wir haben so ein Schulprojekt gehabt, wo wir mit dem Theater Großstadt A zusammen eine Aufführung gemacht haben ///mmh/// und ich habe zwei Karten hinterlegt, er hat gesagt eben er käme und so, und ähm dann nach dem nach der Aufführung bin ich fragen gegangen, ob diese Karten abgeholt worden seien, und da hat sie nein gesagt diese Frau die dort gearbeitet hat, und ich so okay, (.) ähm und am nächsten Tag hätte ich Schule gehabt, (.) habe dann am Morgen geschwänzt und gedacht ja ich gehe am Nachmittag, und habe aber am Morgen von zu Hause aus ihm nochmals angerufen; dachte ja ((pff)) nachfragen warum ///mmh/// er nicht gekommen ist; ///mmh/// (7; 49-59)

In dieser Sequenz fügt die Erzählerin nun im Stil einer Hintergrundkonstruktion eine beginnende Erklärung für ihren Weggang von zu Hause an. Den Akt des

Kennenlernens eines jungen Mannes stellt sie hier aus ihrer Perspektive dar und inszeniert sich als aktiven Part und Akteurin dieser Bekanntschaft. Was mit »*kennenlernen*« gemeint ist, bleibt unklar und könnte vom Auftakt einer Liebesbeziehung bis zum Beginn einer Freundschaft oder auch nur einer flüchtigen Bekanntschaft Unterschiedliches bedeuten. Die Bezeichnung des jungen Mannes als »*Typ*« lässt allerdings eine sich anbahnende (Liebes-)Beziehung vermuten, was aber von ihr distanziert erzählt wird. An dieser Stelle im Interview ändert sich der Erzählduktus und die Biographin fängt an, zu erzählen und nicht nur beschreibend und gerafft darzustellen.

Ohne die Form der Beziehung zu erläutern, markiert sie das Alter des jungen Mannes und setzt dieses zu ihrem eigenen Alter in Verbindung. Dies knüpft an ihre bisherige Strukturierung der Erzählung über Daten und Zeitabstände an. Neben dem Alter fügt sie keine weiteren Beschreibungen des jungen Mannes an. Das Zögern beim Verb »*kennengelernt*« könnte auch darauf verweisen, dass sie kurz überlegt, wie sie die Art der Beziehung beschreiben soll und ob das Verb passend ist. »*Kennenlernen*« deutet darauf hin, dass sie sich ein paar Mal getroffen haben und die Beziehung zu dem Zeitpunkt eher am Anfang stand.

Als Nächstes erzählt sie von einem Schulprojekt und einer damit zusammenhängenden Theateraufführung. Durch die Erwähnung der Kooperation mit dem städtischen Theater charakterisiert sie das Projekt als etwas Besonderes und grenzt es von einer ausschließlich laienhaften, rein schulischen Veranstaltung ab. Sie erwähnt nicht, welche Rolle sie darin hat und was es ihr bedeutet, sondern nur, dass sie dem jungen Mann zwei Karten hinterlegt und er ihr zugesichert hat zu kommen. Auffällig ist hier ihr sachlicher Darstellungsstil: Einerseits erscheint ihre Erzählung sehr detailliert, andererseits sagt sie nichts über die Gefühle und Gedanken, die damit für sie verbunden sind. Wie viel ihr das Schulprojekt und die Beziehung zu dem jungen Mann bedeuten, wird so nur im Subtext ersichtlich: Sie hatte gehofft, dass er kommt, und damit er nicht erfährt, wie wichtig ihr sein Besuch der Aufführung ist, fragt sie die Frau an der Kasse, ob er da war. Ihre Reaktion auf die nicht abgeholten Karten resümiert sie mit einem distanziert wirkenden »*okay*«, was sich in ihre bisherige Erzählweise einfügt, bei der sie nichts über ihre Emotionen berichtet. Ebenso distanziert beschreibt sie die Ereignisse des folgenden Tages.

Im weiteren Interviewverlauf wird deutlich, dass die Beziehung zu dem jungen Mann der Aufhänger ist für die Darstellung, warum sie von zu Hause wegging und in die stationäre Jugendhilfe kam. Für diesen Zweck sind daher wahrscheinlich die Details ihrer Beziehung oder auch ihre Gefühle für ihn hier nicht relevant, sondern vielmehr die Tatsache, dass die beiden Kontakt hatten. Zusammenfassend fällt in ihrer Darstellungsweise auf, dass sie einerseits detailliert von den äußeren Ereignissen berichtet, andererseits dabei aber emotional distanziert bleibt. Sie führt also die Ereignisse in ihrem zeitlichen Ablauf kleinteilig aus, offenbart dabei aber nicht, welche Gedanken und Gefühle sie damit verbindet.

Vater und Bruder erfahren von ihrer Beziehung – »Patriarchalisches Gehabe«

dann ich bin ich in die Schule gegangen, und gerade wo ich aus der Schule äh:m heraus bin, hat mein Telefon geläutet und dann ist eben er dran gewesen und hat gesagt, äh: (.) irgendwie was das soll und so, er hat mich jetzt zurück angerufen auf die Hausnummer und dann hat irgendwie mein Vater abgenommen und äh: geschrien wer er sei und weiß nicht was, und dann hat mein Bruder noch das Telefon genommen und irgendwie gefunden, ähm sie würden schon rausfinden, wer er ist, keine Ahnung ///mmh/// einfach so: ///mmh/// so:: mmh patriarchalisches Gehabe, ähm und dann habe ich aufgehängt und habe schon mega Angst gehabt dachte so okay, jetzt gehe ich nach Hause und so jetzt muss ich mich auch erklären; ///mmh/// (7; 59-68)

In dieser Sequenz beschreibt Elif Yıldız den Moment, als der junge Mann sie anruft. Dies lässt vermuten, dass sie sich trotz der zeitlichen Distanz noch sehr genau daran erinnert. Sie zitiert seine Aussage »was das soll«, worin sich ausdrückt, dass er ihr die Verantwortung für das Verhalten ihres Vaters und ihres Bruders gibt. In dieser anklagenden Formulierung wird keinerlei Unterstützung oder Empathie für ihre Situation sichtbar.

In ihrer weiteren Darstellung nutzt sie das Telefonat dafür, um die Szene ins Zentrum zu rücken, die sich zu Hause bei ihrem Vater und ihrem Bruder abgespielt hat, und deren heftige Reaktionen auf den Anruf des jungen Mannes für Elif Yıldız zu veranschaulichen. Das Schreien ihres Vaters wirkt aggressiv, könnte aber auch Ausdruck von Überforderung mit der Situation sein. Der Bruder wird in der Darstellung ebenfalls aktiv, indem er das Telefon übernimmt und dem Anrufer droht. Die Wiedergabe der Aussage des Bruders in indirekter Rede und die Art, wie er dabei ein »wir« konstruiert (»*sie würden schon rausfinden, wer er ist*«), lassen Bruder und Vater als Einheit erscheinen. Dieser Eindruck wird auch dadurch unterstrichen, dass ihr Bruder nach dem Vater ans Telefon geht und dessen Bedrohung verstärkt. So scheinen sich beide einig zu sein, dass Elif keinen Kontakt zu einem jungen Mann haben solle. Ihr Bruder wird hier in einer machtvollen und über Elif verfügenden Rolle sichtbar. Diese deutlich werdende Verfügungsmacht scheint im Einverständnis mit dem Vater ausgeführt zu werden.

In der Szene zeigt sich eine Ordnung im Geschlechterverhältnis, in welcher sich Männer im Familienkontext um den Schutz der Frau kümmern und gleichzeitig potenziell eine Gefahr für Frauen darstellen. Elif Yıldız fügt eine eigentheoretische Erklärung des Verhaltens der beiden an und nennt es »*patriarchalisches Gehabe*«. Der Verweis auf Geschlechterverhältnisse wurde auch schon von ihr angedeutet durch die Rahmung über den »*Tag der Frau*«. In der Bezeichnung der Verhaltensweisen als »*patriarchalisches Gehabe*« zeigt sich eine distanzierende Art im Umgang mit den Vorfällen. Durch diese Einordnung der Verhaltensweisen der beiden und die mit dem Begriff »*Gehabe*« verbundene Abwertung stellt sie eine Umkehr von Macht-

verhältnissen her und verschafft sich über die Distanzierung auch Souveränität. Damit widersetzt sie sich einem einseitigen Bild von sich als Frau in einer Opferposition. Durch die Kontextualisierung mit Macht- und Ungleichheitsverhältnissen aufgrund der Geschlechterordnung nimmt sie eine analytische Perspektive auf ihre eigene Biographie ein. Damit markiert sie, dass ihre Erfahrungen mit gesellschaftlichen Strukturen zusammenhängen und verweist auf die damit verbundene Ungerechtigkeit. Darin wird deutlich, dass sich Elif Yıldız mit ihrer Geschichte und den Erfahrungen beschäftigt und eigentheoretische Erklärungen für das erarbeitet hat, was ihr widerfahren ist. Durch die gesellschaftstheoretisch informierte Art der Einordnung ihrer Erfahrungen entindividualisiert sie diese und abstrahiert gleichzeitig konkrete Erfahrungen mit einer analytischen Perspektive. Darüber entsteht auch eine Distanzierung von ihren potenziell schmerzhaften Erfahrungen und damit verbundenen Emotionen.

Auch in der weiteren Darstellung des Telefonates mit dem jungen Mann fällt erneut ihre Inszenierung von Handlungsfähigkeit auf. So stellt sie es so dar, dass sie das Gespräch beendet, und inszeniert sich als aktiv in dieser für sie vermutlich schwierigen Situation. Schwierig, weil sie einerseits der junge Mann, der ihr wichtig zu sein scheint, verantwortlich macht für die aggressiven Reaktionen von Vater und Bruder auf seinen Anruf. Darin drücken sich keine Empathie und kein Bewusstsein dafür aus, was das nun für sie heißt; andererseits auch deswegen, weil die dargestellte Reaktion von Vater und Bruder deutlich machen, dass beide ein Problem mit der Tatsache haben, dass Elif Yıldız Kontakt zu einem jungen Mann hat, was auch für sie Konsequenzen erwarten lässt.

Hier geht sie nun auch erstmals auf ihre damit verbundenen Emotionen ein und erwähnt, dass sie sehr große Angst gehabt habe, was sie nun erwarte, wenn sie nach Hause gehe und »*sich erklären*« müsse. Die Formulierung erinnert an Situationen vor Gericht oder bei der Polizei, bei der der Verdacht besteht, gegen Gesetze verstoßen zu haben und die Verdächtigten hierzu Rechenschaft ablegen müssen. Damit wird auch deutlich, dass hier ein Dominanzverhältnis besteht und ihr Vater und ihr Bruder offensichtlich Rechenschaft von ihr verlangen. Insgesamt zeigt sich hier ein Spannungsfeld der Biographin. So gibt sie sich einerseits widerständig gegenüber Vater und Bruder, indem sie aus einer Position von Vernunft und durch die Inanspruchnahme eines Normalitätshorizontes deren Verhaltensweisen als abweichend markiert. Andererseits wird aber auch deutlich, dass sie den beiden dennoch in der Situation stark ausgesetzt ist und Vater und Bruder ihr Angst machen und so auch Macht über sie haben.

Anruf des Vaters – »Und unterwegs ich habe alle SMS und sonst irgendwie habe ich gelöscht auf dem Natel«

ähm und äh (.) dann eben hat mein Vater mich angerufen, wo bist du? Und ich so ((pff)) ich bin auf dem Heimweg, und er hat gefunden jetzt kommst du nach Hause direkt, ich so ja ich komme nach Hause, (.) und dann bin ich nach Hause und unterwegs ich habe alle SMS und sonst irgendwie habe ich gelöscht auf dem Natel, ///mmh/// weil ich gewusst habe ///mmh/// dass mein Vater mir das Natel ///mmh/// wegnehmen will, ///mmh/// und auch sonst noch was findet, ///mmh/// (7; 69-74)

Als nächstes Ereignis folgt der Anruf des Vaters auf ihrem Handy (»Natel«). Ihre Darstellung wirkt wie ein Film mit verschiedenen Szenen, die sie nacheinander erzählt und bei denen Bilder von konkreten Situationen entstehen. Das Telefonat gibt sie im Unterschied zum Anruf des jungen Mannes in dialogischer Form wieder. Auf die betont gesprochene Frage des Vaters, wo sie im Moment sei, antwortet sie mit einem widerständig erscheinenden »pff« und dass sie auf dem Heimweg sei. Das Löschen ihrer Handy-Inhalte im Folgenden zeigt, dass sie ahnt, dass ihr Vater ihr wahrscheinlich das Handy wegnehmen wird. Sie sieht die Gefahr kommen und versucht, Teile ihres Lebens zu verbergen. Dies kann als Strategie der Geheimhaltung interpretiert werden.

Schaut man sich die Szene im Gesamtverlauf des Interviews an, so scheint sie die Funktion zu haben, in Elif Yıldız' Familienverhältnisse bzw. die Beziehung zu ihrem Vater und ihrem Bruder genauer einzuführen, die ihren Weggang von zu Hause notwendig machten. Vor dem Hintergrund der bislang gerafften Darstellung im Interview erscheint die hier drohende Gefahr überraschend. Allerdings werden durch die Einordnung in patriarchale Geschlechterverhältnisse Assoziationen geweckt zu häuslicher Gewalt. Damit wird es für die Erzählerin in Bezug auf die biographische Konstruktion möglich, abstrakt zu bleiben und dennoch einen legitimen Hilfebedarf für sich zu proklamieren. Dies gelingt durch die Nutzung von abstrakten Formeln, die Erfahrungen zusammenfassen, die auf gesellschaftlich anerkannte Problemkonstruktionen verweisen. Der Begriff »nach Hause« spielt in der Sequenz eine wichtige Rolle, und dort lokalisiert die Erzählerin die drohende Gefahr durch Vater und Bruder. Mit »zu Hause« stehen assoziativ Geborgenheit, Rückzug oder Sicherheit in Verbindung. Dadurch wird deutlich, dass für sie neben den positiven Konnotationen von »zu Hause« als Schutzraum auch gleichzeitig eine Gefahr verbunden ist.

Ankunft zu Hause – »Da sind mein Bruder und mein Vater zu Hause gewesen, und äh: beide mega hässig

äh:m und äh:: dann, (.) eben bin ich nach Hause und da sind mein Bruder und mein Vater zu Hause gewesen, und äh: beide sehr wütend [mega hässig], eben wer ist das? Und kei-

ne Ahnung, von wo kennst du den, und weiß nicht was; und ich habe gefunden ähm eben es geht euch nichts an, ///mmh/// und äh:m sie sollen sich beruhigen, und dass das peinlich sei was sie da abziehen, und mein Bruder erst recht; der ist er-der ist nur ein Jahr älter wie ich ///mmh/// was er eigentlich meint ///mmh/// mir da sagen zu können; ///mmh/// ähm und dann ist mein (1) Vater ist dann aus der Wohnung raus, (.) also es hat dann auch ein: rechtes ähm Gerangel gegeben so, ///mmh/// und mein Vater ist dann gegangen und ich bin alleine gewesen mit meinem Bruder daheim, und er hat dann: (1) irgendwie er ist dann noch mal auf mich losgegangen, ///mmh/// und ich habe mich dann im Zimmer eingeschlossen; wir sind da auch gerade umgezogen, (.) eb- zwei Wochen vorher oder so und es ist alles noch so in Kisten gestanden; (2) (7; 75-87)

In dieser Passage beschreibt Elif Yıldız den Moment, als sie zu Hause ankommt, wo Vater und Bruder bereits mit einer aggressiven Grundstimmung auf sie warten und »*mega hässig*« sind. Wie schon in der Telefonszene erscheinen Vater und Bruder erneut als Einheit; »einstimmig« ver hören sie die Biographin zu dem jungen Mann. Sie scheinen die vermutete Beziehung zu ihm als verwerflich zu bewerten und sehen darin möglicherweise eine Gefahr für Elif Yıldız, vor der sie sie schützen müssen. Die oben erwähnte Angst scheint Elif nicht daran zu hindern, sich gegen die beiden zur Wehr zu setzen. So spricht sie ihnen die Berechtigung ab, diese Fragen zu stellen, und inszeniert ihre Reaktion als widerständig, indem sie sagt: »*es geht euch nichts an*«. Insbesondere aber spricht sie ihrem Bruder aufgrund der geringen Altersdifferenz die Legitimität ab, ihr diesbezüglich Vorschriften zu machen.

Durch die Kategorisierung des Verhaltens der beiden als »*peinlich*« nimmt sie eine vernünftige Position für sich in Anspruch, die an eine Eltern-Kind-Interaktion erinnert. Ihre dargestellten Reaktionen auf die Fragen und die Bedrohung machen deutlich, dass sie sich trotz der Angst, die sie hat, nicht in eine Opferrolle bringen lässt. Vielmehr spricht sie in ihrer Darstellung aus einer rational argumentierenden Position heraus und stellt Bezüge zu einer Normalitätsordnung her, die ihr die Freiheit zugestehen, die Freizeit und ihren Peerkontakt so gestalten zu können, wie sie es möchte. Durch die Inanspruchnahme dieser Normalität für sich dreht sie performativ die Verhältnisse in der dargestellten Situation um. Sie hinterfragt grundsätzlich das übergriffige, machtvoll e Auftreten der beiden und entlarvt es als illegitim.

In der nächsten Szene deutet Elif Yıldız mit der vagen Formulierung »*ein: rechtes ähm Gerangel*« an, dass es zu körperlicher Gewalt gekommen sei. Aufgrund der bisherigen Geschichte und der Verweise von Elif Yıldız auf ein patriarchales Geschlechterverhältnis entsteht die Vermutung, dass ihr Vater und ihr Bruder die Auslöser der Auseinandersetzung sind. Diese Lesart wird auch im weiteren Verlauf der Geschichte verstärkt. In ihrer Darstellung rückt der Vater in seinem Agieren eher in den Hintergrund und ihr Bruder wird präsenter dargestellt. Sie inszeniert

sich als den beiden kommunikativ und argumentativ überlegen. Im weiteren Verlauf wird deutlich, dass sie offensichtlich regelmäßig Gewalt ausgesetzt ist. Ihre Mutter und ihre Schwester spielen in dieser Erzählung bislang keine Rolle.

Die Andeutungen von Gewalt wecken vor dem Hintergrund der Rahmung ihrer Geschichte in Geschlechterverhältnisse sowie den Kampf dagegen am Frauentag Assoziationen mit häuslicher Gewalt im Rahmen patriarchaler Geschlechter- und Familienverhältnisse. Die abstrakte Darstellungsweise ermöglicht ihr dabei die nötige Distanz, um von Gewalterfahrungen zu erzählen, ohne weiter ins Detail gehen zu müssen und damit verbundene, potenziell schmerzhaft Erfahrungen zu aktualisieren. So entsteht auf der einen Seite der Eindruck, ganz genau und detailliert einen Einblick in Ereignisse und Dialoge zu bekommen. Auf der anderen Seite findet aber durch abstrakte, zusammenfassende Beschreibungen eine distanzierende Form der Darstellung statt.

Die Formulierung »Weggang von zu Hause« stellt vor diesem Hintergrund auch eine Form der Inanspruchnahme von Normalität dar, die sie für sich proklamiert und die die gewaltvollen Umstände, die es für sie notwendig gemacht haben, ihr Zuhause zu verlassen, zwar andeuten, aber nicht vertieft ausführen. Insgesamt entsteht dadurch der Eindruck eines normalisierenden Sprechens über gewaltvolle Verhältnisse. Diese Art der Darstellung verleiht der Biographin offensichtlich Handlungsmacht und sie verweigert dadurch die Einnahme einer Opferposition. Damit zeigt sich zusammenfassend eine Erzählstrategie, die es ermöglicht, über die Verortung der Szene in patriarchalen Verhältnissen Erfahrungen von Gewalt abstrakt und beschreibend anzudeuten, ohne dabei konkrete Szenen und Prozesse der Gewalterfahrungen aktualisieren zu müssen. Durch gewisse Stichworte, die Assoziationen beim Zuhören evozieren, gelingt es ihr, auf eine anerkannte Art und Weise die Legitimität ihres Hilfebedarfs auszudrücken. Gleichzeitig nimmt sie eine dominante Normalitätsordnung für sich in Anspruch, die das Verhalten von Vater und Bruder als illegitim einstuft. In der Folge dreht sie dadurch auch in ihrer Erzählung an dieser Stelle performativ die Machtverhältnisse um.

Rückblende zu früherer Gewalterfahrung mit ihrem Bruder – »Und er hat dann gefunden er würde mich vom vierten Stock vom Balkon hinunterschmeißen«

*nein warten Sie, wir sind vier Monate vorher etwa sind wir umgezogen genau; äh:m (.)
und ich habe wo wir frisch dort hineingezogen sind, sind meine Eltern mal in das IKEA
einkaufen gegangen und ich bin alleine gewesen mit meinem Bruder zu Hause, und er
hat dann; ich glaube es ist um die Fernbedienung gegangen oder so=es sind immer ganz
kleine Sachen gewesen wo dann zu riesen ///mmh/// Streitereien geführt haben ///mmh///
und so, ///mmh/// ähm und er hat dann gefunden er würde mich vom vierten Stock vom
Balkon hinunterschmeißen ///mmh/// ich ins Zimmer, ///mmh/// (7; 87-95)*

Die Erzählerin nimmt hier eine Rückblende vor, die nahelegt, dass die beschriebene Eskalation nicht einmalig war, sondern es eine ganze Reihe von Gewalterfahrungen und angedrohter Gewalt durch ihren Bruder gab, der sie ausgesetzt war. In der Art, wie sie sich hier selbst korrigiert, dokumentiert sich erneut, dass sie sehr um eine genaue Erzählung bemüht ist. In der Rückblende geht Elif Yıldız auf einen Streit zwischen ihr und ihrem Bruder ein, den sie in Abwesenheit ihrer Eltern hatten. Sie reflektiert hier, dass die Auslöser für Streit zwischen den beiden eigentlich »immer« eher kleine Sachen gewesen wären. Das macht deutlich, dass die ausgeführte Situation für viele andere ähnliche Situationen steht. Im hier geschilderten Beispiel geraten die Geschwister wegen einer Fernbedienung in Streit. Die Umsetzung der Drohung des Bruders, sie vom Balkon zu werfen, hätte potenziell zu Elifs Tod führen können. Mit dem euphemistischen Begriff »Streitereien« nutzt sie hier erneut einen Begriff, der normalisierend erscheint im Vergleich zu der Schwere der Gewalt, die sie hier andeutet.

Versuch, Hilfe zu holen – »Und dann habe ich gedacht so; jetzt jetzt läute ich der Polizei an«

und dann habe ich gedacht so; jetzt jetzt läute ich der Polizei an ///mmh/// jetzt langt es mir einfach ///mmh/// und eben dort ist noch alles in Kisten verpackt gewesen und äh ///mmh/// dann habe ich eine Polizistin am Telefon gehabt, und sie hat gefragt äh ob meine Eltern dann davon wissen, da habe ich gesagt; ja also mein Vater ähm ist auch gewalttätig, und äh:: dann hat sie gefragt, ob ähm meine Eltern einer Anzeige gegen meinen Bruder zustimmen würden, da habe ich gesagt sicher nicht; also ///mmh/// nein ///mmh///, und ähm sie hat gefunden ja also (.) ich kann Ihnen dann einfach die Nummer von einer Familientherapeutin geben ///mmh/// wo sie anrufen könnten; ///mmh/// und=äh: eben dann habe ich alles in Kisten verpackt, und habe so eine: ähm kleines Holzkästchen wo ich irgendwann mal gebastelt habe in der Schule; ist ein Lippenstift drin gewesen habe ich diese Nummer halt dort aufgeschrieben von der Familientherapeutin, (2) und äh:: ja aufgelegt, weil sie mir (.) nicht hat (1) helfen wollen, ///mmh/// oder nicht gewusst hat wie ///mmh/// oder nicht gewusst hat wie ///mmh/// oder sonst irgendwie; ///mmh/// (7; 95-110)

In der Folge der Bedrohung durch ihren Bruder fasst Elif Yıldız den Entschluss, sich Hilfe zu holen. Die Wiedergabe ihrer Gedanken in wörtlicher Rede und auch das zweimalige »jetzt« lassen ihren Entschluss, die Polizei anzurufen, bedeutsam erscheinen und drücken auch ihre Entschlossenheit in dem Moment aus. Als Begründung führt sie an, dass es ihr reiche: »jetzt langt es mir einfach«. Damit verdeutlicht sie auch, dass es eine ganze Reihe von derartigen Erfahrungen von Gewalt gab und sie in dieser Situation den Entschluss fasst, sich dagegen zu wehren. Indem sie sich an die Polizei wendet, beruft sie sich auf die juristische Ordnung und

bringt zum Ausdruck, dass die Gewalt vor dem Hintergrund von Gesetzen nicht in Ordnung ist.

In der Darstellung des Telefongesprächs mit der Polizistin gibt sie nicht wieder, was sie zu der Polizistin sagt, sondern stellt die Reaktion der Polizistin ins Zentrum und den sich daraus entspinrenden Dialog. Die Fragen der Polizistin erscheinen naiv, und sie scheint das Anliegen von Elif Yıldız nicht ernst zu nehmen. In der Art, wie die Erzählerin die Interaktion darstellt, und in ihrer Antwort, dass auch der Vater gewalttätig sei und ihre Eltern einer Anzeige nicht zustimmen würden, wird deutlich, dass sie sich alleine gelassen fühlt. Denn anstatt in dieser sehr gefährlichen Situation zu helfen, verweist die Polizistin auf die Telefonnummer einer Therapeutin, bei der sie oder die ganze Familie sich Hilfestellungen holen solle. Elif Yıldız' Versuch, sich zu öffnen und sich Hilfe zu holen, wird abgewehrt. Die Polizistin signalisiert ihr, dass sie in Bezug auf ihre Situation nicht die richtige Ansprechperson sei, verwehrt ihr den Zugang zu Unterstützung und verweist auf therapeutische Hilfe. Diese Zurückweisung macht sichtbar, wie prekär es für Elif ist, sich mit Gewalterfahrungen um Hilfe zu bemühen.

Die Telefonnummer der Familientherapeutin packt sie in eine kleine Holzkiste. Diese wird von ihr als Aufbewahrungsort von Gegenständen genutzt; es befindet sich ein »Lippenstift drin«, zu dem sie nun noch die Nummer der Familientherapeutin packt. Der Lippenstift kann als ein Symbol von Weiblichkeit und eventuell von Widerstand gelesen werden, und die Kiste scheint für sie ein Ort zu sein, an dem sie Dinge versteckt und geheim hält. Ob sie die Telefonnummer dort hineinräumt mit der Absicht, die Therapeutin auch zu kontaktieren oder nicht, bleibt offen. Die Kiste kann auch als vergegenständlichtes Symbol für ihre Strategie der Geheimhaltung gelesen werden.

Ihr Resümee, dass die Polizistin ihr nicht habe »habe helfen wollen«, deutet darauf hin, dass sie in der Telefonnummer einer Familientherapeutin keine mögliche Hilfe für ihre Situation sieht. Ihre Aussage, dass die Polizistin ihr aufgrund des fehlenden Willens die Hilfe verwehrt habe, relativiert sie allerdings noch einmal und fügt als eigentheoretische Erklärung an, dass diese vielleicht nicht gewusst habe, wie sie helfen könne. Mit dieser Deutung bringt sie der Polizistin Verständnis entgegen. Gleichzeitig entsteht der Eindruck, dass hier ein Versagen des Systems der Polizei vorliegt und nicht angemessen auf ihren Versuch, sich Hilfe zu holen, reagiert wurde. Durch das Hineinversetzen der Erzählerin in die Perspektive der Polizistin und ihre Interpretation wirkt sie reflektiert und souverän, da sie nicht emotional auf diese Nicht-Anerkennung ihres Hilfebedarfes reagiert.

Erneute Entscheidung, sich Hilfe zu holen – »Hey das kann es nicht sein; es kann nicht sein also es kann nicht sein dass mir niemand hilft«

und ähm eben an dem Tag wo ich dann wo das mit mit dem Telefonat gewesen ist, ((räuspert sich)) (1) habegedacht, hey das kann es nicht sein; es kann nicht sein also es kann nicht sein dass mir niemand hilft, ///mmh/// und dann ///mmh/// bin ich ins Internet, ///mmh/// und dann habe ich dort die Nummer von von der ähm Leiterin vom Sozialdienst von der Polizei; ///ja/// Frau Simon; ///mmh/// ich weiß nicht ///mmh/// ob sie immer noch ist, ///mmh/// aber dort ist es die Frau Simon gewesen, (7; 110-116)

Die Erzählerin beendet die Rückblende mit einem Einblick in ihre Gedanken und wiederholt mehrmals, dass es nicht sein könne, dass ihr niemand helfe. Die Biographin beruft sich dabei auf eine Ordnung, vor deren Hintergrund sie für sich beansprucht, eine legitime Empfängerin von Hilfe zu sein. Ihre Kommentierung, dass es nicht sein könne, dass ihr niemand helfe, erscheint reflektiert, souverän und sachlich. Gleichzeitig drückt sich darin auch Ungläubigkeit und Fassungslosigkeit aus, und sie verweist auf Missstände im Hilfesystem. Sie scheint trotz der Gewalterfahrungen und des gescheiterten Versuchs, sich Hilfe zu holen, nicht ohnmächtig zu werden oder aus einer Opferposition heraus zu argumentieren.

Mit diesem Bewusstsein recherchiert Elif Yıldız nun aktiv eine passende Anlaufstelle für ihren Unterstützungsbedarf: »Und dann ///mmh/// bin ich ins Internet, ///mmh/// und dann habe ich dort die Nummer von von der ähm Leiterin vom Sozialdienst von der Polizei; ///ja/// Frau Simon«. Sie ändert also ihre Strategie des Hilfesuchens und versucht, nicht nur bei der Polizei, sondern direkt bei der passenden Ansprechperson anzurufen. Trotz der abwehrenden Reaktion der Polizistin beim ersten Versuch, sich Hilfe zu holen, bleibt sie handlungsfähig und lässt sich nicht entmutigen. Sie präsentiert im Interview die Person, die sie kontaktiert, mit Namen sowie der Funktion als »Leiterin vom Sozialdienst der Polizei«. Dadurch erhält die namentlich zitierte Leiterin im Unterschied zur ersten Polizistin am Telefon eine bedeutsame Attribuierung und ist mit mehr organisationaler Macht ausgestattet. Die Macht der Person durch ihre Funktion wird zusätzlich durch den organisationalen Rahmen der Polizei verstärkt. In der Art, wie sie die Ansprechperson findet und auf diese im Interview mit Namen und Funktion Bezug nimmt, drückt sich eine Expertise in der Aneignung des Hilfesystems aus. Dies wird noch verstärkt durch die detaillierte Erzählung, welche formalen Schritte sie geht, um ihren Anspruch auf Hilfe geltend zu machen. So inszeniert sie sich in einer expertokratischen Rolle und bringt damit auch Souveränität zum Ausdruck. Gleichzeitig drückt sich darin ihre Überzeugung aus, legitime Hilfeempfängerin zu sein, und dass ihr Unrecht widerfährt. Ihr expertokratisches Reden und die Nutzung von Fachjargon können auch durch die Interaktion im Interview verstärkt werden, bei der die Interviewerin als Vertreterin des Hilfesystems wahrgenommen wird (vgl. Kap. 3.3).

///mmh/// dann habe ich sie angerufen, es ist eine Natelnummer gewesen, und ich bin völlig am Weinen gewesen ///mmh/// und äh:m sie hat gefunden, ob ich an den Polizeiposten in Quartier C kommen könnte, ///mmh/// und ich habe gesagt ja; eben ich soll ein paar Sachen mit einpacken, ///mmh/// ähm: (1) es ist dort niemand mehr in der Wohnung gewesen wo ich sie angerufen habe; ///mmh/// und äh:, sie hat noch gefragt, ob sie ein Polizeiauto vorbeischieken soll, ///mmh/// falls mein Vater oder mein Bruder doch nach Hause kommen würden ///mmh/// und ich habe gemeint, ja nein es sei nicht nötig; ///mmh/// bin an die Tramhaltestelle vor und habe dann aber doch: ein Auto, oder Polizeiauto mit Blaulicht gesehen in unsere Straße einbiegen, und dann habe ich gedacht, ja es ist sicher irgendetwas anderes, also ja, ///mmh/// (.) (7; 116-126)

Hier schildert sie den Anruf bei der zuständigen Stelle vom Sozialdienst. Dabei sticht aus dem eher sachlichen Erzählstil heraus, dass sie über ihre emotional verzweifelte Situation spricht und dass sie »völlig am Weinen gewesen« sei. Offensichtlich gelingt es ihr in diesem Telefonat, dass ihr Hilfebedarf anerkannt wird, denn es folgen nun konkrete Abklärungen von Frau Simon. Daraufhin beginnt sofort die Einleitung der Hilfe, und Elif Yıldız soll mit »ein paar Sachen« zum Polizeiposten in dem Quartier, in dem sie lebt, kommen. Die Abklärung durch Frau Simon bezieht sich offensichtlich auf die Frage, wie gefährdet Elif Yıldız in der Situation ist und ob es notwendig ist, durch ein Polizeiauto abgeholt zu werden. Elif Yıldız' Antwort (»ja nein es sei nicht nötig«) klingt einerseits sehr höflich und nach einer Formulierung, mit der sie keine Umstände machen will. Andererseits kann sich darin auch der Wunsch ausdrücken, in der Nachbarschaft nicht aufzufallen und so sichtbar zu werden als eine, die von der Polizei abgeholt wird. Ein Polizeiauto mit Blaulicht ist ein sichtbares Symbol für eine polizeiliche Intervention, was nicht zu ihrer bisherigen Strategie der Geheimhaltung passt.

(.) bin dann dort angekommen und dann ist sie dort gewesen, ((räuspert sich)) äh:m ein Polizist und der Herr Klappstein; Markus Klappstein ((Lautstärke Aufnahme sinkt kurzzeitig)) (.)

Aw: ((jemand öffnet Tür) Ah Entschuldigung, ///mmh/// hallo.

l: Hallo

E: vom Jugendamt ///mmh/// ist dann auch kurz darauf gekommen, ///mmh/// und äh:m (.) ich habe mich dort dazu entschlossen eben eine Anzeige gegen meinen Bruder ///ja/// mein Vater:: ///ja/// ähm zu machen, (.) eben wegen häuslicher Gewalt, ///ja/// (7; 126-135)

Hier beschreibt die Biographin ihre Ankunft bei der Polizei. Neben der schnellen Hilfeinitiierung durch Frau Simon bringt diese offensichtlich auch in kurzer Zeit verschiedene Akteur*innen zusammen und bindet zusätzlich die Kinder- und Jugendhilfe ein. Auffallend ist in der Aufzählung der anwesenden Personen, dass Elif Yıldız auch den Vertreter des Jugendamtes mit Namen nennt, den Polizisten hin-

gegen unpersönlich mit Bezug auf seine Funktion (*»ein Polizist«*). Dies kann darauf verweisen, dass die mit Namen bezeichneten Personen für sie im weiteren Verlauf noch relevant werden. Das Aufgebot der anwesenden Menschen verdeutlicht, dass der Hilfebedarf von Elif Yıldız nun im Unterschied zu ihrem ersten Versuch, Unterstützung zu bekommen, nicht infrage steht.

Verknüpft mit dem Ort und dem Moment fällt Elif Yıldız die Entscheidung für eine Anzeige: *»und äh:m (.) ich habe mich dort dazu entschlossen eben eine Anzeige gegen meinen Bruder ///ja/// mein Vater:: ///ja/// ähm zu machen, (.) eben wegen häuslicher Gewalt«*. An erster Stelle nennt sie ihren Bruder, hängt den Vater noch hinten an und kommt etwas ins Stocken, den Satz zu vollenden. Das Stocken kann darauf hindeuten, dass die unter dem fachlich und strafrechtlich konnotierten Begriff der *»häuslichen Gewalt«* zusammengefassten Erfahrungen für sie schmerzhaft sind und es ihr daher nicht leichtfällt, darüber zu sprechen und auszusprechen, dass ihr Familienmitglieder Gewalt angetan haben. Ähnlich wie die Umschreibung des *»patriarchalen Gehabes«* ist mit dem Begriff der *»häuslichen Gewalt«* eine abstrakte Form der Bezeichnung verbunden, die eine Reihe von Erfahrungen zusammenfasst, ohne diese jeweils einzeln erinnern und erzählen zu müssen. Mit dem Begriff der *»häuslichen Gewalt«* wird dabei auch auf einen Straftatbestand verwiesen, der die Legitimität des Hilfebedarfs unterstreicht, und sie hebt hervor, dass sie sich auf der Basis dieses Straftatbestandes dazu entschieden habe, Anzeige zu erstatten.

Das Anhängen des Begriffs der *»häuslichen Gewalt«* kann auch eine Strategie dafür sein, die Anzeige gegen Bruder und Vater zu legitimieren. Potenziell sind dieser Schritt des Sichtbarmachens von Gewalt in der Familie und die Anzeige gegen Personen aus der Familie herausfordernd. Über die Formel der *»häuslichen Gewalt«* wird aber vor dem Hintergrund einer gesetzlichen und moralischen Ordnung eine legitime Ursache für diesen Schritt angeführt. Weiter verweist diese Sprechweise auch auf die Nutzung eines elaborierten und expertokratischen Sprachjargons zur Darlegung der eigenen Erfahrungen. Auffallend ist, dass hinsichtlich ihrer Anzeige und der Darstellungen von Gewalterfahrungen ihr Bruder in der Haupterzählung sehr viel sichtbarer wird als ihr Vater.

Ergänzungen aus dem Nachfrageteil – *»Also ich mag mich nicht an (1) so viele Sachen erinnern«*

Im Nachfrageteil bittet die Interviewerin Elif Yıldız, etwas mehr über ihre Kindheit zu erzählen, weil sie dazu bislang noch nicht so viel erzählt habe. In der Antwort macht Elif Yıldız deutlich, dass ihr Vater *»mit strenger Hand weiß nicht was probiert zu erziehen«*, was einerseits andeutet, dass er auch Schläge einsetzt in der Erziehung. Andererseits drückt sich darin auch aus, dass er mit der Erziehung überfordert ist, weil er *»probiert hat zu erziehen«*. Dadurch zeichnet sie ein ambivalentes Bild ihres

Vaters zwischen gewalttätig und überfordert von der Rolle als Erziehungsberechtigtem. Nach einer längeren Pause hängt sie noch an:

(7) *also ich mag mich nicht an (1) so viele Sachen erinnern, ///mmh/// aus der Kindheit, ///mmh/// darum lasse ich glaube auch diese Lücke ((leicht lachend)), ///mmh/// ähm (.) was ich (2) ja was ich mich erinnern mag ist halt, wie, (4) °wie man halt für kleinste Sachen wirklich° (3) fest Prügel kassiert hat ///mmh/// und so, ///mmh mmh ja/// (2), das ///ja/// (3) (20; 362-366)*

In dieser Sequenz wird deutlich, dass sie bereits in ihrer Kindheit Gewalt durch ihren Vater ausgesetzt ist. Gleichzeitig sagt sie, dass die Lücke in der Erzählung auf eine Lücke in ihrer Erinnerung zurückzuführen sei. Das Nicht-erinnern-Können hängt offensichtlich mit den damit verbundenen schmerzhaften Erfahrungen und einer entsprechenden Abspaltung zusammen. Indem sie die Lücke lässt, muss sie diese Erinnerungen nicht aktualisieren. Die Belastungen, die mit den Gewalterfahrungen verbunden sind, werden durch die langen Pausen und die leise Sprechweise deutlich sowie das Erinnerungsmosaik, dass sie »fest Prügel kassiert« habe. In der Art, wie sie die Sequenz beendet und noch die unbestimmte Formulierung »und so« anhängt, wird deutlich, dass sich dahinter noch zahlreiche Erfahrungen von Gewalt verbergen, welche die Erzählerin aber nicht weiter ausführen will.

So wird auch verständlich, warum sie ihren Hilfebedarf insbesondere durch die eine Szene legitimiert und nicht auf ihre langjährigen Gewalterfahrungen eingeht. In der Ausblendung der Erfahrungen liegt offensichtlich für sie das Potenzial, sich nicht an schmerzhaft Erfahrungen und das damit verbundene Gefühl erinnern zu müssen.

Strategie der Geheimhaltung – »Eben zu Hause habe ich nie (.) irgendwie etwas von mir erzählt«

(2) *eben (.) zu Hause habe ich nie (.) irgendwie etwas von mir erzählt, ///mmh/// also: schon ja ich bin der Schule gewesen und so, aber (.) ich habe niemanden so (.) an meinem Leben teilhaben ///mmh/// (.) lassen ///mmh/// ja; meine Schwester genauso; meine Schwester ist viel extremer, ///mmh/// also bis heute noch ist sie so (.) ///mmh/// ähm (.) das geht dich nichts an und weiß nicht was, ///mmh/// obwohl sie auch ein bisschen aufgetaut ist; (20; 384-390)*

Diese Stelle stammt auch aus dem Nachfrageteil. Die entsprechende Nachfrage lautete, wie es konkret war, in die Einrichtung Storchengasse zu kommen, die sie explizit als Freiraum beschreibt. Hier stellt Elif Yıldız die Strategie von sich und ihrer Schwester dar, zu Hause nichts von sich zu erzählen und Dinge geheim zu halten. Im Vergleich zu sich selbst bezeichnet sie ihre Schwester als »viel extremer«. Interessant ist, dass sie im Interview insgesamt kaum etwas über ihre Beziehung

zu ihrer Schwester erzählt. So bleibt unklar, inwiefern diese eventuell auch von der Gewalt betroffen war und die Schwestern sich ggf. wechselseitig unterstützten. Auch ihre Mutter bleibt hinsichtlich der Schilderungen der Gewalt im Hintergrund.

Deutlich wird durch diese Reflexionen von Elif Yıldız, dass mit ihrer Familie eine Ambivalenz verbunden ist. So grenzt sie sich von ihrem »Zuhause« und damit möglicherweise von dem damit verbundenen Herkunftskontext sowie ihren Eltern ab. Das mag möglicherweise damit zusammenhängen, dass sie alltäglich als junge Frau mit einem Namen, der als türkisch identifiziert wird, mit Bildern konfrontiert wird, die sie als Andere markieren. Durch die Abgrenzung von ihren Eltern grenzt sie sich implizit auch von der Wirksamkeit dieser Anrufungen ab. Die starke Unterstreichung ihres Bildungserfolges kann ebenfalls darauf verweisen, dass sie hier eine Abgrenzung von kulturalisierenden Gendervorstellungen vornimmt, nach denen sie als potenziell muslimische junge Frau unterdrückt wird.

Ihre Strategien der Normalisierung, die im Interview an unterschiedlichen Punkten herausgearbeitet wurden, können ebenfalls damit in Verbindung gebracht werden. So kann der Versuch, ihre Gewalterfahrungen unsichtbar zu machen und niemanden ins Vertrauen zu ziehen, als Anstrengung verstanden werden, nicht den Stereotypen und alltäglichen Adressierungen als Frau zu entsprechen, die potenziell das »Opfer einer rückwärtsgewandten Kultur von Anderen« ist.

Übergang in die stationäre Jugendhilfe – »Dann hat mich der Herr Klappstein gerade mitgenommen«

u::und äh:m dann ((räuspert sich) hat mich der Herr Klappstein gerade mitgenommen ins äh:: ins Kinderspital das damals noch dort noch am X-Fluss gewesen ist ///ja/// das genau; ///ja/// und dort bin ich eine Woche auf der Beobachtungsstation gewesen, (1) ähm bis klar gewesen ist wo man mich platzieren kann, so; ///ja/// äh:m und (1) in dieser Zeit haben also die ersten paar Tage haben meine Eltern nicht gewusst wo ich bin, ///ja/// ich bin dann auch nicht in ///mmh/// die Schule gegangen, ///ja/// ähm und der Klappstein hat mir auch gesagt also falls sie bei der Polizei eine Vermisstenmeldung machen würden dann würde man diese ganz normal aufnehmen, ///mmh/// u- ähm (.) eben nicht sagen wo ich bin und so ///mmh/// und ähm (1) (6; 135-144)

Hier schildert sie, wie nun ihr Übergang in die stationäre Jugendhilfe schnell eingeleitet wird und sie sofort vom Treffen an der Polizeistation mit der Begleitung von Herrn Klappstein auf die Beobachtungsstation vom Kinderspital gebracht wird. Herr Klappstein als Vertreter des Hilfesystems steuert diesen Prozess nun und sie als Akteurin wird in den Hintergrund gedrängt. Auffallend ist in der Darstellung, dass insgesamt stark die Perspektive des Hilfesystems die Erzählung strukturiert und Elif Yıldız auch andeutet, dass ihre Eltern nicht wissen, wo sie sich aufhält. Von ihren Gedanken und Gefühlen erzählt sie hingegen nichts.

Im Vergleich zur Schilderung oben, wie sie sich aktiv um die Hilfe bemüht, wird hier deutlich, dass nun ein institutioneller Ablauf in Gang kommt. Die Dauer des Aufenthaltes im Kinderspital wird davon abhängig gemacht, wann klar ist, wo sie »platziert« werden kann. Platzieren bringt als Formulierung eine Passivität und keine Beteiligung der Person zum Ausdruck, die »platziert« wird. Der so beschriebene Platzierungsprozess kann mit dem Bild einer Spielfigur verglichen werden, die da oder dort hingestellt wird und an den Kriterien für Platzierungsentscheidungen nicht beteiligt ist. Weiter verstärkt wird diese institutionelle Dominanz auch durch die Formulierung »bis klar gewesen ist wo man mich platzieren kann«, da hier der institutionelle Prozess im Vordergrund steht und die Personen und Abläufe, die für die Entscheidung verantwortlich sind, nicht benannt werden. Die Akteur*innen der Entscheidung bleiben zumindest für Elif Yıldız unsichtbar, und nur Herr Klappstein, als ein Vertreter der institutionellen Macht, der sie ausgesetzt ist, wird als Person genannt. Sie bringt ihn aber auch nicht direkt mit dem Platzierungsprozess im Spital in Verbindung.

Insgesamt wird mit dem Hilfebeginn ein Bruch deutlich. Erstmals ist sie nicht daran beteiligt, wohin sie kommt, sondern dem institutionellen Ablauf unterworfen. Das vorgängig konstatierte biographische Handlungsschema wird dadurch unterbrochen. Damit bleibt ihr Potenzial für die handlungsmächtige Gestaltung ihrer Biographie letztendlich durch das Hilfesystem unausgeschöpft und wird nicht genutzt, sondern zurückgedrängt. In der Art der Geheimhaltung ihres Aufenthaltes vor den Eltern zeigt sich, dass offensichtlich die Gefährdung von Elif durch ihren Vater und ihren Bruder sehr hoch eingeschätzt wird. Aus Gründen der Geheimhaltung ihres Aufenthaltes und als Schutz vor einer möglichen Gefahr besucht sie zu der Zeit auch nicht die Schule.

Resümee Übergang in die Jugendhilfe

Im Zentrum von Elif Yıldız' Erzählung ihrer Kindheits- und Jugendphase bis zum Übergang in die stationäre Jugendhilfe steht die Szene, die letztendlich dazu führte, dass sie von zu Hause wegging. Diese Szene, in der sie Gewalt durch ihren Vater und ihren Bruder ausgesetzt ist, steht gewissermaßen als »Prototyp« für eine ganze Reihe von derartigen Erlebnissen und wird von der Erzählerin dazu benutzt, ihren Hilfebedarf aufzuzeigen und zu legitimieren, ohne dabei ihre Gewaltgeschichte biographisch zu vertiefen.

Elif Yıldız konstruiert sich in der Szene – trotz der Erfahrung von häuslicher Gewalt – als handlungsmächtige Akteurin. Auch scheint sie in Bezug auf die Rekonstruktion ihrer Hilfegeschichte und den damit verbundenen Gewalterfahrungen einen Umgang gefunden zu haben. Sie stellt sich hier souverän und widerständig dar und lässt sich nicht zu einem »Opfer« machen. Vielmehr beansprucht sie für sich selbstverständlich Normalität und widersetzt sich ihren Erfahrungen von

sozialer Ungleichheit sowie Gewalt durch die Bezugnahme auf dominante gesellschaftliche Vorstellungen, wie die Leistungsorientierung, die sich in der Inszenierung ihrer Schullaufbahn zeigt oder die Inanspruchnahme der Rechtsordnung in Bezug auf ihre Gewalterfahrungen.

Die Rahmung der Geschichte ihres Wegganges von zu Hause durch den Frauentag verweist ebenfalls auf eine Bezugnahme auf gesellschaftliche Ordnungen, die durch Geschlechterverhältnisse strukturiert sind. Dadurch werden die eigene Geschichte und die im weiteren Verlauf erzählten Erfahrungen von Gewalt von der individuellen Ebene in den Rahmen von patriarchalen Geschlechterverhältnissen gestellt und somit von einer rein individuellen Erfahrung abstrahiert bzw. kontextualisiert. Diese Einordnung kann als Umgangsstrategie mit schmerzhaften Erfahrungen gelesen werden und eine Art der Rationalisierung für das Erlebte bieten. Diese Einordnung macht deutlich, dass sich Elif Yıldız mit diesem Teil ihrer Biographie schon intensiv beschäftigt und durch diese Bearbeitung eine Form gefunden hat, wie sie distanziert und souverän von den Erfahrungen retrospektiv berichten kann. Weiterhin beschreibt sie detailliert die Hilfeanbahnung, stellt dabei die institutionellen Verortungen der Menschen ins Zentrum und übernimmt die institutionelle Logik in der Darstellung. Diese Übernahme institutioneller Logiken kann als legitime Art des Sprechens im Interview interpretiert werden, in dem sie ja ausgewählt wurde, weil sie eine gewisse Zeit in einer Jugendhilfeeinrichtung gelebt hat.

In ihrer Art der Darstellung zeigt sich insgesamt, dass sie einen Weg gefunden hat, ihren Übergang ins Heim zu erzählen und auch zu legitimieren, ohne sich dabei selbst in eine Opferposition hineinzubegeben. Vielmehr nutzt sie abstrakte Begriffe wie bspw. »häusliche Gewalt«, die anerkannt sind und ihren Hilfebedarf unterstreichen, aktualisiert aber nicht die zahlreichen Erfahrungen von Gewalt, denen sie ausgesetzt war. Sichtbar wird auch, dass mit dem Schritt, sich Hilfe zu holen, die Strategie der Geheimhaltung ihrer Gewalterfahrungen beendet wird, indem sie diese aus dem Verborgenen ins Öffentliche holt. Dass Elif Yıldız sich an die Polizei wendet, die mit organisationaler Macht ausgestattet ist, zeigt, dass sie die staatliche Rechtsordnung für sich in Anspruch nimmt, um dem Unrecht, dem sie durch ihren Vater und ihren Bruder ausgesetzt ist, ein Ende zu setzen.

Weiterhin wird deutlich, wie machtvoll Institutionen in Bezug darauf sind, Problemkonstruktionen anzuerkennen oder nicht. Beim ersten Versuch wehrt die Polizistin Elif Yıldız' Hilfesuch ab und verweist sie auf die Instanz der »Familientherapeutin« als die passende Institution, um sich Hilfe zu holen. Ihre Erfahrungen von Gewalt scheinen von der Polizistin als ein Problem des Systems der Familie wahrgenommen zu werden, das nicht strafrechtlich verfolgt werden könne, ohne dass ihre Eltern eine Anzeige gegen den Bruder unterstützen würden. Dagegen kann die Intervention von Elif Yıldız nicht helfen, in der sie deutlich macht, dass auch ihr Vater gewalttätig sei.

Beim zweiten Versuch, sich Hilfe zu holen, scheint ihr Hilfebedarf hingegen nicht infrage zu stehen. Ihre Strategie, sich an machtvoll Institutionen zu wenden, hält sie aufrecht, recherchiert aber innerhalb der Institution Polizei eine Ansprechperson, die potenziell für das Thema der Gewalt eine größere Expertise hat als die Polizistin bei ihrem ersten Notruf. In der Folge wird bei diesem erneuten Versuch, sich Hilfe zu holen, diese schnell eingeleitet und offensichtlich eine Gefährdung durch Vater und Bruder für Elif Yıldız wahrgenommen, die ein schnelles Intervenieren unumgänglich macht. In der Folge der Anerkennung des Hilfebedarfs wird deutlich, dass ein institutionelles Ablaufmuster in Gang kommt und die institutionellen Logiken den Hilfeprozess steuern.

5.7 Biographie in der stationären Jugendhilfe – »Dort bin ich gewesen, fü:nfeinhalb Jahre lang«

Nach der Anerkennung ihres Hilfebedarfs kommt ihre Platzierung in einer Beobachtungsstation schnell in Gang und es werden weitere Abklärungen vorgenommen.

Besuch von Herrn Klappstein bei ihren Eltern – »Und sie sollen sich ja (.) äh ganz anständig und brav und kooperativ zeigen«

ja; und er ist in der Zwischenzeit zu meinen Eltern nach Hause, und hat ähm (1) äh: das Blatt dabei gehabt wo: (.) sie ähm unterschrieben haben,(.) in d- es ist glaube darum gegangen dass sie der: Fremdplatzierung zustimmen; ///ja/// und äh: meine Eltern hätten sich ja auch dagegen weigern können ///ja/// das nicht äh=unterschreiben aber es ist (.) auf einmal der Herr Klappstein hat für sie wie so ein mmh (1) äh: Staats- (1) ///mmh/// (.) er ist wie so ein Staatsmann gewesen ///mmh/// wo jetzt ganz genau schauen kommt, ///mmh/// und sie sollen sich ja (.) ///mmh/// äh ganz anständig und brav und kooperativ zeigen so; obwohl er ein kleiner, (.) schnäuziger Mann ist, ///@ (3) @/// hat er ihnen so, hat es ihnen recht Eindruck gemacht so; ///aha/// genau; (9; 144-153)

Hier beschreibt Elif Yıldız, wie Herr Klappstein vom Jugendamt zu ihren Eltern geht, um deren Zustimmung zu ihrer Fremdplatzierung einzuholen. Vater und Mutter werden nun in ihrer Rolle als Sorgeberechtigte adressiert, wobei ihre Mutter an dieser Stelle erstmals sichtbar wird nach ihrer Einführung zu Beginn ihrer biographischen Konstruktion. Welche Rolle ihre Mutter bei den gewalttätigen Übergriffen hatte oder ob sie auch von Gewalt betroffen war, wird von Elif Yıldız im gesamten Interview nicht erzählt. Dies bleibt auch in Bezug auf ihre Schwester offen. Unklar bei der Darstellung des Besuches ist, woher sie die Informationen

darüber hat, da sie ja selbst nicht dabei war und dennoch den Besuch sehr plastisch schildert.

Elif Yildiz unterstreicht in dieser Sequenz, dass Herr Klappstein von ihren Eltern als Repräsentant des Schweizer Staates wahrgenommen werde und er auf sie einen machtvollen Eindruck mache. In der Sequenz kommt zum Ausdruck, dass der Besuch von ihm kein offener Prozess für ihre Eltern ist, sondern sie vielmehr durch eine Inszenierung von staatlicher Gewalt zu einer Zustimmung zur Fremdplatzierung bewegt werden. Sein Besuch scheint auch investigativ zu wirken, und er dringt in die Familie als »Staatsmann« ein. Verbunden damit ist als Botschaft, dass ihre Eltern »ganz anständig und brav und kooperativ« sein sollen, was an eine Ansprache in einem Eltern-Kind-Verhältnis erinnert.

In ihrer Darstellung wird deutlich, dass der Sprechakt von Herrn Klappstein aus einer machtvollen Position erfolgt, da er als Repräsentant des Schweizer Staates wahrgenommen wird. So wirkt die Aussage, dass sie der Fremdplatzierung zustimmen und »brav« sein sollen, performativ, und ihre Eltern stimmen der Platzierung zu. Gleichzeitig zeigt sich in der Darstellung von Elif, dass dadurch die Eltern und ihre Anliegen zurückgedrängt werden, da sie adressiert wie Kinder unter Druck gesetzt werden und schließlich freiwillig »zustimmen«. In der Dramaturgie der Erzählung werden ihren Eltern durch Herrn Klappstein keine Alternativen zugestanden, nur in der Kommentierung von Elif Yildiz wird deutlich, dass sie sich auch dagegen hätten entscheiden können. Den Eindruck, den er auf ihre Eltern macht, kontrastiert sie mit seiner körperlichen Erscheinung als kleinem schnauzbärtigen Mann. Das unterstreicht, dass der Eindruck bei ihren Eltern aufgrund seiner Position entsteht.

Unklar bleibt in der Darstellung, wie dieser Besuch für die Erzählerin war und aus aktueller Perspektive ist. Deutlich wird in der von ihr gewählten Form der Darstellung, dass sie ihre Eltern hier als ausgeliefert und unsicher konstruiert und analysiert, dass diese staatliche Intervention Druck auf sie ausübt und es kein offener Prozess ist. So scheint auch eine Lesart der Ereignisse von ihr durch, bei der ihre Eltern nicht auf eine transparente Art und Weise über ihre Möglichkeiten und Spielräume aufgeklärt wurden.

Wechsel in eine andere Einrichtung – »Und eben das ist ja nur so ein Durchgangsheim wo sie auch wieder, wiederum schauen wo kann man dich platzieren«

und dann bin von dort aus ähm vier Monate ins:=Zentrum Baumstraße //ja/// gekommen, //ja/// mmh normalerweise wenn man dort eintritt muss man zwei Wochen auf die geschlossene Abteilung, ähm:: ((räuspert sich)) wo man auch nichts Persönliches haben darf, äh:m einfach dass sie einen einschätzen können und ähm (1) der Herr Klappstein

hat gesagt äh: eben, ich er sieht da bei mir keinen Grund, weil ich ja nicht für andere irgendwie gefährlich bin=oder ///mmh/// auch nicht selbstgefährdet oder so ///mmh///; und da habe ich direkt auf die Offene gehen können, ///mmh/// und eben das ist ja nur so ein Durchgangsheim wo sie auch wieder, wiederum schauen wo kann man (.) ///ja/// dich platzieren ///ja/// so; (10; 154-163)

Hier beschreibt sie, am formalen Ablauf ihrer Hilfestationen orientiert, dass sie vom Kinderspital für vier Monate ins Zentrum Baumstraße gekommen ist. Zunächst gibt sie den Ablauf dort wieder und dass man »normalerweise« zunächst in eine geschlossene Abteilung müsse mit dem Ziel, »dass sie einen einschätzen können«. In den Begriffen »wenn man dort eintritt«, »geschlossene Abteilung« oder »selbstgefährdet« drückt sich eine Übernahme des institutionellen Sprachjargons und der Logik der stationären Kinder- und Jugendhilfe aus. Offen bleibt hinter der Darstellung der formalen Abläufe und Logiken, wie das für Elif Yıldız war bzw. retrospektiv eingeordnet wird. Durch die Darstellung der formalen Schritte erscheint sie korrekt und nutzt die institutionelle Logik des Ablaufes als Orientierung ihrer eigenen Darstellung und zur Konstruktion ihrer Biographie. Gleichzeitig wird hier auch eine institutionelle Dominanz deutlich, die Elifs Handlungsfähigkeit, die bislang in der Erzählung hervorgestochen ist, sehr stark in den Hintergrund rückt.

In der beschriebenen Praktik des Isolierens für »zwei Wochen« mit dem Ziel einer Einschätzung der Adressat*innen werden eine formale Klarheit suggeriert und Prozessabläufe dargestellt, die an mechanische Verfahren erinnern. Gleichzeitig nutzt die Erzählerin diese Abläufe, um sich abzugrenzen von üblichen Fällen der stationären Jugendhilfe, denn sie kann durch die Einschätzung von Herrn Klappstein diesen Schritt überspringen und kommt direkt in die offene Gruppe, »weil ich ja nicht für andere irgendwie gefährlich bin=oder ///mmh/// auch nicht selbstgefährdet oder so«. In dieser Beschreibung wird eine Konstruktion von Problemen von Jugendlichen sichtbar, die entweder Gewalt gegen andere ausüben oder selbstverletzende Verhaltensweisen aufzeigen. Damit wird ein Fokus auf die individuellen Verhaltensweisen gelegt, der Kontext der Personen oder auch andere Dimensionen von Hilfebedarf zeigen sich darin nicht.

Mit dem Übergang in die stationäre Jugendhilfe werden offensichtlich für sie Differenzkonstruktionen wirksam, zu denen sie sich in Beziehung setzen muss bzw. mit denen sie durch Professionelle des Hilfesystems eingeordnet wird. In ihrem Fall ordnet Herr Klappstein sie in Abgrenzung zu diesen Ordnungen ein und markiert sie als eine, bei der diese Differenzkonstruktionen nicht passend seien. Die Einteilung in »für andere [...] gefährlich« oder »selbstgefährdet« verweist auf negativ konnotierte Normalitätskonstruktionen von Adressat*innen der stationären Jugendhilfe, die in Verbindung gebracht werden mit abweichendem Verhalten. Offensichtlich werden diese institutionellen Konstruktionen von Problemdeutungen im Übergang in die stationäre Jugendhilfe relevant und dienen dazu, Grenzzie-

hungen vorzunehmen mittels derer die Adressat*innen verortet werden. Durch die Darstellung von Herr Klappstein als Staatsmann im Zusammenhang mit seinem Gespräch mit ihren Eltern wirkt es hier so, dass eine machtvolle Stimme eine positive Einschätzung von ihr vornimmt und sich für sie einsetzt.

Weiterhin dokumentiert sich hier in Bezug auf die Suche nach einer geeigneten Folgeeinrichtung eine institutionelle Dominanz: *»und eben das ist ja nur so ein Durchgangsheim wo sie auch wieder, wiederum schauen wo kann man (.) ///ja/// dich platzieren«*. Die Professionellen entscheiden aufgrund eines unbestimmten Prozesses des *»Schauen(s)«*, wo eine Platzierung möglich ist. Die Kriterien dafür oder auch ihre Perspektive auf Wünsche hinsichtlich der Folgeeinrichtung scheinen in diesem Prozess nicht transparent zu sein. Auch scheint unbestimmt, wer die Entscheidung trifft, da diese Instanzen unbestimmt mit *»man«* beschrieben werden. Im Vergleich dazu, wie dominant in ihrer Darstellung die Wiedergabe der einzelnen Schritte als Orientierung ist, fällt die Unbestimmtheit hinsichtlich des Prozesses der Suche nach einer Folgeeinrichtung auf.

Insgesamt zeigt sich, dass die Logik des Feldes und deren Konstruktionen von Normalität und Abweichung und damit verbundenen Problemkonstruktionen strukturierend sind für die Gestaltung des Hilfeprozesses. In der Art, wie Elif Yıldız diese Erfahrungen in ihre Biographie integriert, zeigt sich eine Übernahme der institutionellen Perspektive. In der Folge erscheint sie hier als Adressat*in wie ein Objekt der Institution, und auch in dieser Sequenz wird der Bruch sichtbar mit ihrer Darstellung als Aktive und Steuernde vor dem Übergang in die stationäre Jugendhilfe. Elif Yıldız ist hier einem institutionellen Ablaufmuster unterworfen, in dem durch die Institutionen der stationären Jugendhilfe ihre Spielräume abgesteckt werden und andere qua Platzierungsentscheidungen die Weichen für die weiteren Ereignisse in ihrer Biographie stellen. Gleichzeitig nutzt sie die institutionelle Logik dafür, ihre Geschichte zu erzählen, ohne dabei auf ihre Perspektive einzugehen und damit potenziell schmerzhaft Erfahrungen erzählen zu müssen. Somit kann also die Übernahme der Logik auch dazu dienen, die Geschichte erzählen zu können, ohne auf die damit verbundenen Herausforderungen und Ambivalenzen eingehen zu müssen.

Kennenlernen der Wohngruppe Storchengasse – »Es ist [...] so ziemlich das der freiste Rau::m

so; und äh:m dann eben hat es geheißen, ja das Zentrum Storchengasse das Zentrum Storchengasse, und ich so gut, ich schaue mir das St- Zentrum Storchengasse mal an, (.) und dann bin ich dort dreimal essen gegessen und ähm es ist in Großstadt A glaube so ziemlich das freis- der freiste Rau::m///mmh///, so fremdplatziert für (.) junge Frauen; und ich habe gefunden hey super und so=ja ich will jetzt unbedingt da hin, ///@ja@/// so äh:m (.) (9; 163-168)

In dieser Sequenz stellt sie dar, wie sie die Einrichtung »Zentrum Storchengasse« kennenlernt. Zunächst gibt sie dialogartig wieder, dass ihr das Zentrum Storchengasse als eine Option der »Platzierung« vorgeschlagen wird. Die Art, wie ihr die Einrichtung präsentiert wird, erscheint recht unvermittelt und auch von einer unbestimmten Person, wahrscheinlich aus dem institutionellen Kontext der Durchgangsstation, wiedergegeben: »dann eben hat es geheißen [...]«. Gleichzeitig wirkt es aber auch wie ein Ergebnis, das sich aus der institutionellen Begutachtung von Elif Yildiz ergeben hat.

Aufgrund welcher Kriterien ihr diese Einrichtung vorgeschlagen wird, bleibt unklar und steht in ihrer Darstellung nicht im Fokus. Ihre Reaktion auf diese Option gibt sie in wörtlicher Rede wieder »und ich so gut, ich schaue mir das St- Zentrum Storchengasse mal an«. In der Begutachtung der Einrichtung sieht sie offensichtlich Handlungs- und Entscheidungsmöglichkeiten für sich. Als Hintergrundkonstruktion führt sie zur Beschreibung der Einrichtung an: »ähm es ist in Großstadt A glaube so ziemlich das freis- der freiste Rau::m///mmh///, so fremdplatziert für(.) junge Frauen;«. In dieser Beschreibung markiert sie ein Spannungsfeld zwischen dem Zwang durch eine Platzierung, der sich im Begriff der »Fremdplatzierung« ausdrückt und der Charakterisierung der Einrichtung als »der freiste Raum«. Zum einen drückt sie im Begriff der Fremdplatzierung aus, dass durch den Übergang in eine stationäre Jugendhilfeeinrichtung institutionelle Logiken bestimmen, ob und an welchem Ort eine Platzierung vorgenommen wird. In der Folge entsteht dabei aufgrund der Machtdifferenz schnell Zwang für Adressat*innen. Zum anderen zeigt sich darin auch, dass das Aufwachsen in einer stationären Jugendhilfeeinrichtung im Gegensatz zum vertrauten Aufwachsen in der Familie als fremd und außerhalb des gewohnten, lebensweltlichen Kontextes weit weg vom bisherigen Leben konstruiert wird. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, was es heißen kann, wenn eine Einrichtung gleichzeitig als »freister Raum« verstanden wird. In ihrer Formulierung wird deutlich, dass diese Einschätzung durch den Vergleich mit anderen Einrichtungen zustande kommt, die es für junge Frauen gibt.

Im Zuge der positiven Einschätzung der Einrichtung entwickelt sie den starken Wunsch, dorthin zu gehen: »und ich habe gefunden hey super und so=ja ich will jetzt unbedingt da hin«. Diese Äußerung und ihre positive Bewertung als »super« stechen im Vergleich mit den vorigen Erfahrungen im Umgang mit Entscheider*innen sowie Einrichtungen der stationären Jugendhilfe hervor, da sie sich in dieser Situation, in der es um die Frage geht, in welcher Einrichtung sie platziert werden soll, wieder als steuernde Akteurin versteht, die einen klaren Wunsch hat.

Im Vergleich mit den vorigen Sequenzen wird aber auch deutlich, dass ihr der Übergang in die Einrichtung als eine scheinbare Wahl präsentiert wird, die sie selbst trifft. Es wird nicht deutlich, was ihre Alternativen sind, und so entsteht der Eindruck der Verschleierung von institutioneller Macht. Unklar bleibt weiterhin auch, vor welchem Hintergrund fachlicher Überlegungen ihr diese Einrichtung

vorgeschlagen wurde. Ähnlich wie bei dem Besuch von Herrn Klappstein bei ihren Eltern scheint ihr hier stark nahegelegt worden zu sein, dass diese Wahl die richtige für sie sei.

Beschreibung der Zeit in der Einrichtung bis zum Ende – »Ich habe die Lehre abgeschlossen ich bin auch psychisch, also dazu in der Lage gewesen zum (.) also ich habe diese Betreuung so nicht mehr gebraucht«

so äh:m (.) dort bin ich gewesen, fü:nfeinhalb Jahre lang, ///ja/// das ist eine rechte Zeit, ///ja/// ähm:: bis 2000 und:: 12, bis im: bis Anfang Oktober oder September, ///mmh/// glaube September ja, ähm ich habe dort meine Lehre abgeschlossen gehabt im Sommer, ///mmh/// und äh: ja es ist klar gewesen, ich bin (.) zwanzig Jahre alt; bin ich da gewesen, ähm (1) ich habe die Lehre abgeschlossen, ///mmh/// ich (1) bin auch (1) psychisch, also dazu in der Lage gewesen zum (.) also ich habe diese Betreuung so nicht mehr gebraucht; (12; 168-175)

In diesem Resümee ihrer Zeit in der Einrichtung Zentrum Storchengasse beschleunigt sich der Erzählduktus von Elif Yıldız stark. Damit macht sie deutlich, dass ihr Wunsch, dorthin zu kommen, in Erfüllung gegangen ist. Strukturiert wird die Sequenz durch die zeitliche Einordnung ihres Aufenthaltes über die Gesamtdauer ihres Aufenthaltes: »dort bin ich gewesen, fü:nfeinhalb Jahre lang« und eine Bewertung dieser Dauer als eine lange Zeit. Ihr Versuch, das Ende der stationären Jugendhilfe und ihrer Lehre zeitlich exakt zu verorten, schließt an die herausgearbeitete Art der Strukturierung ihrer Erzählung durch Zeitangaben, die Angabe der Dauer von Ereignissen oder des eigenen Alters an.

Als Begründung für das Ende der Hilfe führt sie ihr Alter, ihren Lehrabschluss sowie ihre psychische Verfasstheit an: »ich bin (.) zwanzig Jahre alt; bin ich da gewesen, ähm (1) ich habe die Lehre abgeschlossen, ///mmh/// ich (1) bin auch (1) psychisch, also dazu in der Lage gewesen zum (.) also ich habe diese Betreuung so nicht mehr gebraucht«. Die hier dargestellten Kriterien für das Ende ihrer Zeit in der stationären Jugendhilfe verweisen auf institutionelle Argumentationen und auch deren fachliche Begründungen zur Beendigung des Angebots. Der zur Beschreibung des Angebots gewählte Begriff der »Betreuung« wird ansonsten eher im Kontext von Altenarbeit oder auch der Kleinkindbetreuung benutzt und drückt ein Verhältnis zwischen Professionellen und Adressat*innen aus, in dem die Adressat*innen nicht alleine für sich sorgen können. Im Zentrum steht dabei die Versorgung; andere Prozesse hingegen, wie die Begleitung oder auch Unterstützung von Bildungsprozessen, werden eher unsichtbar gemacht. Es zeigt sich in der biographischen Konstruktion eine Inanspruchnahme von Begriffen, die im Fachjargon eine Rolle spielen und die hier herangezogen werden, um das eigene Leben und die eigenen Erfahrungen in der Kinder- und Jugendhilfe erfahrbar zu machen.

Mit dem Fokus auf das Alter und den Lehrabschluss werden gesetzliche Bestimmungen von ihr angeführt, die aufgrund des Alters und in Verbindung mit einem erfolgten Lehrabschluss das Ende von Hilfe definieren. Diese Kriterien sind leicht überprüfbar und orientieren sich wenig an der individuellen Bedarfslage. Mit der Formulierung *»bin auch (1) psychisch, also dazu in der Lage gewesen«* stellt sie als weiteres Kriterium die Dimension von psychischer Gesundheit auf. Offensichtlich wurde diese Dimension im Laufe der Hilfe für sie relevant, wobei sie in ihrer biographischen Erzählung hierzu keine Ausführungen gemacht hat. Die Dimension der psychischen Gesundheit scheint in der Folge eher formelhaft, und es bleibt viel Interpretationsspielraum, was dies für sie konkret bedeutet hat.

Ihre persönliche Perspektive auf das Ende der Hilfe, ob sie bspw. gerne länger geblieben wäre oder inwiefern sie sich bereit fühlte für die Bewältigung der Anforderungen, die mit dem Übergang aus der Institution relevant werden, erzählt sie nicht. Vielmehr scheint die institutionelle Logik subjektivierende Wirkung zu haben und von ihr dafür genutzt zu werden, um sich selbst zu verstehen und einzuordnen und das Ende der Hilfe zu legitimieren. Und obwohl sie weder Beginn noch Ende der Hilfe als biographische Momente mitgestalten kann, scheinen die Darstellung, Aneignung und Wiedergabe der institutionellen Logiken Elif Yıldız auch dazu zu verhelfen, ihre Geschichte zu erzählen, ohne dabei viel über sich zu berichten.

Resümee Biographie in der stationären Jugendhilfe

In ihrem biographischen Gesamtverlauf stellt der konkrete Übergang in die stationäre Jugendhilfe einen Bruch dar, da durch die institutionelle Dominanz ihre Handlungsfähigkeit eingeschränkt wird. Eng verbunden mit der Inanspruchnahme von Handlungsfähigkeit ist im Fall von Elif Yıldız auch eine Strategie der Normalisierung, mittels derer sie performativ Normalität für sich beansprucht und die durch den Wechsel in die stationäre Jugendhilfe vorübergehend unterbrochen wird. Insbesondere in der Anfangsphase in der stationären Jugendhilfe dominieren, in Verbindung mit dem Platzierungsprozess, institutionelle Logiken ihre Biographie.

So orientiert sie sich bei der Konstruktion ihrer Biographie in der stationären Jugendhilfe an institutionellen Normalitätskonstruktionen, Abläufen und Logiken. Dies zeigt sich auch in einer Übernahme des institutionellen Sprachjargons wie z. B. *»wenn man dort eintritt«*, *»Platzierung«*, *»geschlossene Abteilung«* oder *»selbstgefährdet«*. Dadurch wirkt die Darstellung ihrer Biographie während ihrer Zeit im Heim einerseits distanziert von ihrer Perspektive, andererseits aber auch bemüht um eine korrekte Darstellung. Gleichzeitig drückt sich in diesem institutionellen Sprachjargon eine Passivierung von Elif aus, da die Sprache sehr stark die institutionelle Macht zum Ausdruck bringt.

Es wird insgesamt deutlich, dass die Logik des Feldes der stationären Kinder- und Jugendhilfe und deren Konstruktionen von Normalität bzw. deren Problemkonstruktionen die Initiierung und Gestaltung des Hilfeprozesses strukturieren. In der Art, wie Elif Yıldız ihre Hilfesgeschichte konstruiert, zeigen sich eine Übernahme der institutionellen Perspektive und gleichzeitig eine Unterwerfung unter deren Logiken. So wird deutlich, dass im Übergang in die stationäre Jugendhilfe institutionelle Ordnungen und damit verbundene Differenzkonstruktionen für sie relevant werden. Allerdings markiert sie sich als eine Person, bei der diese Differenzkonstruktionen nicht passend seien. Die Einteilung der professionellen Mitarbeiter*innen in der Durchgangsstation in »für andere [...] gefährlich« oder »selbstgefährdet« verweist auf negativ konnotierte Normalitätskonstruktionen von Adressat*innen der stationären Jugendhilfe, die in Verbindung gebracht werden mit abweichendem Verhalten. In ihrer Darstellung werden diese Einteilungen zur Ziehung von Grenzen und zur Konstruktion der Zielgruppen herangezogen, von denen sie sich distanziert. Somit ist diese Anlehnung an einen institutionellen Sprachjargon also widersprüchlich, da sich darin einerseits die institutionelle Macht ausdrückt, der Elif Yıldız unterworfen ist. Andererseits kann sie aber durch die Anlehnung daran genau diese Macht für sich und die Legitimität ihrer Geschichte in Anspruch nehmen.

Auffallend ist in ihrer Darstellung der Phase in der Jugendhilfe, dass sie über die lange Zeit, in der sie in der Einrichtung Storchengasse ist und die sie offensichtlich auch positiv einschätzt, nicht viel Konkretes erzählt. Vielmehr steht im Zentrum ihrer Erzählung der Übergang in die Einrichtungen und die Stationen: von der Notaufnahme in der psychiatrischen Klinik zur Durchgangsstation und schließlich ins Zentrum Storchengasse. Weiterhin beschreibt sie den Übergang aus der Storchengasse und welche institutionellen Begründungen hier angeführt werden. Damit verbunden ist auch, dass sie Mechanismen darstellt, wie sie erst zur Adressatin von Jugendhilfe wird und dann wieder aus dieser entlassen wird. Die damit verbundenen Normalitätskonstruktionen beziehen sich also auf die Prozesse des Zur-Adressatin-gemacht-Werdens.

Obwohl in ihrer Biographie bis zur stationären Jugendhilfe und in ihren Anstrengungen, Hilfe zu bekommen, sehr viel Handlungsfähigkeit sichtbar wird, kann diese in der stationären Jugendhilfe insbesondere am Hilfebeginn von ihr nicht beibehalten werden. Durch die institutionellen Ablaufmuster und die machtvolle Steuerung der stationären Jugendhilfe in Bezug auf Abklärungen und Platzierungen fühlt sie sich zum Objekt gemacht: Andere entscheiden, was mit ihr wann passiert. Dadurch wird sie als Akteurin zurückgedrängt. So deutet sich bereits hier an, dass im biographischen Prozess des Falles die Aufrechterhaltung von Handlungsfähigkeit aufgrund der strukturellen Bedingungen brüchig ist. Insbesondere die krisenhaften Aspekte, die mit dem Übergang in die stationäre

Jugendhilfe verbunden sind, erschweren es der Biographin, die Strategien der Normalisierung und Ent-Dramatisierung aufrechtzuerhalten.

5.8 Entwicklungen in und nach der stationären Jugendhilfe – »Und äh::m möchte dieses Jahr im September dann an der Uni Deutsch und Geschichte studieren«

Beschreibung der Entwicklung der Beziehung zu ihren Eltern – »Sie haben schon zwanzigmal am Tag angerufen und wollen dass ich wieder zurückkomme«

I: ist Ihnen kalt

E: ein bisschen jedenfalls ((Stuhlrücken, Fenster wird geschlossen)) so; (2) ((räuspert sich) (1) und::: (3) in der Zwischenzeit, also wo ich in der Storchengasse gewesen bin, ähm habe ich zeitweise gar keinen Kontakt zu meinen Eltern gehabt also ich habe dann einfach völlig abgeblockt; sie haben schon, (.) zwanzigmal am Tag angerufen und wollen dass ich wieder zurückkomme, ///mmh/// sie haben auch extra dort wo sie gewohnt haben, eine Wohnung zwei Häuser weiter dazugemietet, eine Zweizimmerwohnung, ///mmh/// für mich und meine Schwester, ///mmh/// (.) ähm dass wir dort wie ähm unseren Freiraum haben ///mmh///, aber trotzdem in der Nähe sind, (.) ///mmh/// und das Ganze auch für die Verwandtschaft irgendwie erklärbar ist; so; (.) ///mmh/// äh:m diese Wohnung haben sie etwa ein Jahr oder so haben sie diese gehabt=vielleicht anderthalb, ///mmh/// ähm (.) bis sie wirklich verstanden haben ich komme nicht zurück, das ist für mich ganz klar gewesen, ///mmh/// ähm (3) (14; 176-189)

Mithilfe eines Zeitsprungs in die Vergangenheit beschreibt die Erzählerin, wie sich die Beziehung zu ihren Eltern entwickelt, während sie in der stationären Jugendhilfe ist. Sie macht deutlich, dass sie während ihres Aufenthaltes im Zentrum Storchengasse zeitweise keinen Kontakt mit ihren Eltern hat, ihre Eltern hingegen stark bemüht um Kontakt sind. Sie wählt eine überspitzt wirkende Form der Beschreibung der Bemühungen ihrer Eltern: »sie haben schon, (.) zwanzigmal am Tag angerufen und wollen dass ich wieder zurückkomme«. In ihrer beschriebenen Reaktion auf deren Bemühungen drückt sich eine klare Abwehrhaltung aus: »also ich habe dann einfach völlig abgeblockt«. Neben den Versuchen der Kontaktaufnahme mieten ihre Eltern auch eine zweite Wohnung an, um Elif und ihrer Schwester damit mehr »Freiraum« zu ermöglichen, sie aber gleichzeitig »trotzdem in der Nähe« zu haben. Hier greift sie die Thematik des Freiraumes wieder auf, die schon bei ihrer Entscheidung für die Einrichtung Storchengasse relevant war. Interessant ist, dass nun auch wieder ihre Schwester ins Spiel kommt. Unklar bleibt weiterhin, ob ihre Schwester ebenfalls von Gewalt betroffen war. So stellt sie in ihrer Bearbeitung des

Auszuges von zu Hause nicht die erfahrene Gewalt als Konfliktlinie ins Zentrum, sondern die Thematik des Freiraums.

In ihrer Darstellung geraten ihre Eltern als Erziehungsberechtigte in den Fokus, ihr Bruder rückt dabei in den Hintergrund. Als ein Erklärungsmodell für das Bemühen ihrer Eltern führt sie an, dass durch das Anmieten der zweiten Wohnung und deren Wunsch, dass sie dort hinziehen solle, »das Ganze auch für die Verwandtschaft irgendwie erklärbar« werde. Hier wird deutlich, dass das Aufwachsen von Kindern in der stationären Jugendhilfe auch bei Eltern dazu führt, dass diese sich legitimieren müssen und es Strategien braucht, dies nach außen zu vertreten. Die Bemühungen ihrer Eltern werden in ihrer Darstellung noch dadurch unterstrichen, dass sie die Wohnung sehr lange anmieten: »(.) bis sie wirklich verstanden haben ich komme nicht zurück, das ist für mich ganz klar gewesen, ///mmh/// ähm (3)«. Für Elif Yıldız ist hier zentral, dass sie trotz der Bemühungen ihrer Eltern nicht mehr zurück zu ihnen will. Trotz ihrer eigenen Klarheit brauchen ihre Eltern offensichtlich eine lange Zeit dafür, dies zu akzeptieren.

Einerseits bringt die Erzählerin hier ihre Entschlossenheit zum Ausdruck, dass die Entscheidung, von zu Hause wegzugehen, richtig ist. Andererseits stellt sie dabei stark die Perspektive ihrer Eltern in den Mittelpunkt. Jenseits der Darstellung ihrer Entschlossenheit, unter keinen Umständen zurück zu ihren Eltern zu gehen, erlaubt sie keinen Einblick in ihre Gedanken und wie es für sie war, dass ihre Eltern sich so um sie bemühen. Vielmehr entsteht durch ihre Klarheit der Eindruck, dass sie während der Zeit machtvoll ihre Eltern abwehrt und sich nicht auf einen Kontakt mit ihnen einlässt, obwohl diese sich bemühen, sich so zu verändern, dass es für sie eine Option sein kann, zurückzukommen. Ihre Gewalterfahrungen, die mit ihrem Vater und ihrem Bruder verbunden sind, macht sie hier nicht zum Thema.

Darstellung der Veränderung ihrer Eltern in Verschränkung mit ihrer Wohnsituationen nach der stationären Jugendhilfe – »Ähm und ich bin jetzt [...] bei meinen Eltern wieder«

aber (2) in dieser ganzen Zeit, ähm haben sich meiner Eltern recht (.) geändert; also, (.) ähm ich habe einen Freund gehabt bis letztes Jahr, mit dem bin ich knapp vier Jahre zusammen gewesen, ///mmh/// und er hat al- nach einundhalb Jahren habe ich dann irgendwann meinen Eltern davon erzählt, zuerst meiner Mutter, so ganz langsam; (.) ///mmh/// er ///mmh/// äh er ist dann auch bei uns zum Essen gekommen, auch an Silvester und so ///mmh/// und es ist für sie (1) ähm völlig okay gewesen ///mmh/// also das wäre (.) ich glaube das wäre nicht denkbar gewesen, wenn ich nicht diesen Schritt aus der Familie ///mmh/// wie so gemacht hätte; ///mmh/// (.) ((räuspert sich)) (14; 189–198)

Hier stellt sie weiterhin die Entwicklung der Beziehung zu ihren Eltern dar. Sie eröffnet diese Sequenz mit »aber« und damit, dass sich ihre »Eltern recht (.) geän-

der« hätten seit der Zeit, in der sie in der stationären Jugendhilfe war. Durch die Verbindung mit der vorigen Sequenz durch »*aber*« ist zu vermuten, dass sie nun noch näher und kontrastierend ausführt, inwiefern sie sich verändert haben und auch welche Folgen sich daraus im Unterscheid zur vorigen Sequenz für die Beziehung ergeben. Zur Darstellung der Wandlung ihrer Eltern führt Elif Yıldız deren Umgang mit ihrem Freund an, mit dem sie »*knapp vier Jahre*« zusammen war. Sie erläutert dabei, wie sie die Annäherung ihrer Eltern an ihren Freund prozesshaft entwickelt hat und sie schließlich sogar gemeinsam mit ihren Eltern Silvester gefeiert hätten. Resümierend fügt sie an, dass die Beziehung zu ihrem Freund schließlich für ihre Eltern »*völlig okay gewesen*« sei und dies nicht funktioniert hätte, wenn sie »*nicht diesen Schritt aus der Familie ///mmh/// wie so gemacht hätte*«;. Diese Argumentation deutet darauf hin, dass der große Schritt, die Familie zu verlassen und in der stationären Jugendhilfe zu leben, von ihr auch noch durch die nachträgliche Darstellung als ein notwendiger und auch lohnenswerter Schritt hervorgehoben wird. Und darin dokumentiert sich, dass ihre Eltern sich dadurch verändert haben. Eine Konkretisierung, wie genau der Wandlungsprozess der Eltern vonstattenging und ob sie bspw. im Rahmen von Elternarbeit durch die Jugendhilfe dabei unterstützt wurden, bleibt offen. Die gemeinsame Silvesterfeier mit dem Freund dient hier als Belegbeispiel für die Wandlung der Eltern.

und ähm (.) eben letztes Jahr habe ich mich getrennt, von meinem Freund, und habe dann, wir haben zusammengewohnt, eben ich bin mit ihm zusammengezogen nachdem ich die Lehre abgeschlossen habe, ///mmh/// äh::m (3) habe ich nicht gewusst ja wo gehe ich hin, was mache ich, ähm und meine Schwester ist auch kurz vorher bei meinen Eltern ähm aus der Wohnung gezogen, ///mmh/// (14; 198-203)

Verknüpft mit der Unterstreichung des Wandlungsprozesses ihrer Eltern folgt nun eine Argumentation, in der sie darstellt, wie es dazu gekommen ist, dass sie nach der Trennung von ihrem Freund schließlich doch wieder bei ihren Eltern eingezogen ist. Zunächst erwähnt sie die Trennung von ihrem Freund: »*und ähm (.) eben letztes Jahr habe ich mich getrennt, von meinem Freund*«. Über die Beziehung zu ihrem Freund erzählt Elif Yıldız in der Biographie ansonsten nichts. Mit der Beziehung zu ihm ist für sie vielmehr ihre Wohnsituation nach der Jugendhilfe verwoben, und durch die Trennung von ihm braucht sie einen neuen Ort zum Wohnen. Auffallend ist hierbei erneut die Handlungsfähigkeit, die deutlich wird in Bezug auf die Trennung, die sie als von sich herbeigeführt darstellt. Weitere Umstände hingegen bleiben unerwähnt.

Die Notwendigkeit zur Begründung der Wandlung ihrer Eltern ergibt sich einerseits dadurch, dass sie aufgrund von Gewalterfahrungen mit großen Anstrengungen und unter Einbezug der Polizei als Unterstützung ihre Familie verlassen hat. Andererseits hat sie auch in der vorigen Sequenz ihre Klarheit ins Zentrum gerückt, dass sie sich von ihren Eltern in der Folge ihres Übergangs in die statio-

näre Jugendhilfe stark distanziert habe und nicht mehr dorthin zurückwolle. Vor diesem Hintergrund muss sie hier nun argumentativ darlegen, wie es dann trotzdem wieder für sie möglich wird, zu ihren Eltern zurückzugehen. Die Darstellung der Wandlung ihrer Eltern in der vorigen Sequenz scheint so der Auftakt zu sein für ihre Begründungsfigur, wieder bei ihren Eltern einzuziehen.

Parallel dazu entfaltet sie nochmals, wie sich bei ihren Eltern die Wohnsituation entwickelt hat:

ähm eben wo für meine Eltern klar geworden ist ich komme nicht mehr zurück sind sie auch in eine andere Wohnung, ///mmh/// und haben diese zwei aufgegeben, ///mmh/// sie haben es sich eigentlich auch überhaupt nicht leisten können; ///mmh/// also es ist ///mmh/// (.) sie haben einfach ums Verrecken wollen dass ich wieder zurückkomme ///mmh/// so; und ähm (.) sind in eine Viereinhalb-Zimmerwohnung, wo es gar keinen Platz für mich gehabt hätte ähm und ich bin jetzt in ihrem alten Zimmer bei meinen Eltern wieder ///aha/// zu Hause @so@ ///aha, mmh/// ein Jahr; genau; ///mmh/// und ähm (.) habe aber vor (.) jetzt demnächst auszuziehen so ///ja///; genau, mit einer Freundin zusammen wo ich eben auch vom (.) Storch äh her kenne; so; ///mmh/// (6) (Stimmen im Hintergrund)) (14; 203-216)

In diesem Teil hebt sie nochmals hervor, dass ihre Eltern gerne wollen, dass sie wieder zurückkommt. Das Bemühen ihrer Eltern wird auch hier, wie bereits in der vorigen Sequenz, herausgestellt. Sie unterstreicht die finanzielle Investition der Eltern in Form der zwei Wohnungen, um sie zurückzuholen. In der langen, eher argumentativen Sequenz legitimiert Elif das Ereignis der Rückkehr in ihr Elternhaus.

In der biographischen Gesamtkonstruktion bis hierhin zeigt sich, dass im Zentrum ihrer Darstellung zunächst die Begründung steht, wie es dazu kommt, dass sie in die stationäre Jugendhilfe geht. Nun scheint sie gezwungen, umgekehrt zu argumentieren und eine Begründung dafür entwickeln zu müssen, warum sie schließlich doch wieder zurück zu ihren Eltern geht. In ihrer Darstellung stellt sie zunächst das starke Bemühen ihrer Eltern um sie ins Zentrum und hebt hervor, dass sich diese geändert haben. Durch ihr anfängliches kategorisches »Nein« zum Wiedereinzug bei ihren Eltern inszeniert sie sich machtvoll gegenüber ihren Eltern, deren Bemühungen um sie hingegen etwas hilflos erscheinen in ihrer Darstellung. Dass sie dann dennoch wieder bei ihnen einzieht, scheint vor diesem Hintergrund und auch im Zusammenhang mit ihren Gewalterfahrungen dort begründungsbedürftig. So nutzt sie als Argument für ihren Einzug bei den Eltern nicht nur die Veränderung ihrer Eltern und deren Bemühungen um sie, sondern auch die Tatsache, dass durch den Auszug der Schwester wieder Platz in der elterlichen Wohnung ist. Durch den Ausblick auf ihren baldigen Auszug am Ende der Sequenz markiert sie auch, dass der Wiedereinzug bei ihren Eltern nur eine Zwischenlösung ist. Der Ausblick auf den Auszug kann auch als Strategie verstan-

den werden, eine mögliche Lesart zu relativieren, dass sie mit der Rückkehr nach Hause auch einen Rückschritt vollzieht, da sie doch in den Kontext zurückgeht, von dem sie sich mit viel Anstrengungen abgewendet und in dem sie gewaltvolle Erfahrungen gemacht hat.

In Bezug auf die Zukunftspläne, mit einer Freundin zusammenzuziehen, wird sichtbar, dass sie im Heim offensichtlich eine relevante Andere – eine Freundin – getroffen hat. Dieser Kontakt bleibt auch nach dem Ende ihrer Zeit in der Jugendhilfe bestehen und die beiden planen, als Wohngemeinschaft zu leben. Interessant ist, dass sie über diese Freundin und was sie in der Zeit im Heim zusammen erlebt und gemacht haben im Interview ansonsten nichts erzählt. Offensichtlich scheint dies für sie bezüglich des Interviews weniger relevant zu sein. In ihrer biographischen Konstruktion wird das Hilfesystem ins Zentrum gestellt und ihre Peerkontakte spielen nur am Rande eine Rolle.

Reflexionen zum Vergleich von Jugendhilfe und Familie – »Ja ich habe gewusst hey, ich (2) werde nicht bestraft wenn ich sage ähm (.) äh: ja ich habe ein Bier getrunken«

und ist halt ganz anders gewesen im Storchi we- ja ich habe gewusst hey, ich (2) werde nicht bestraft wenn ich sage ähm (.) äh: ja ich habe ein Bier getrunken, ///mmh/// oder ähm ich bin mit Freunden draußen gewesen ///mmh/// oder sonst, ///mmh/// ja, ///mmh/// (2) das; und (2) dann auch (2) ähm (1) so (2) eine gewisse (.) intellektuelle Freiheit, einfach weil dort ähm (.) Erwachsene gewesen sind wo (3) ich kann mich auf Deutsch einfach viel besser ausdrücken wie im Türkischen, ///mmh/// ja, ///mmh/// ähm (.) und (1) mit meinen Eltern kann ich meine Eltern können Deutsch, aber auch nicht (.) nicht sehr gut, also sie können sich verständigen, aber ähm (2) so wie ich im Türkisch halt ///mmh/// also (.) ja, ich kann jetzt keine hochstehende ///mmh/// (2) Gespräche auf Türkisch führen, ///mmh/// ähm umgekehrt können es meine Eltern nicht auf Deutsch, ///mmh/// und ähm (.) dort habe ich einfach eben können (.) dann im Garten sitzen am Abend und äh:: halt einfach irgendwie (1) philosophieren ///mmh/// oder sonst irgendwie, ///mmh/// was vorher halt nicht möglich ///mmh/// gewesen ist, so; ja ///mmh/// (2) (22; 390-404)

Im Nachfrageteil stellt Elif Yıldız einen Vergleich her zwischen ihren Erfahrungen in der Wohngruppe und mit ihren Eltern. Dabei wird eine Distanzierung von ihren Eltern und ihrer Familie sichtbar und sie konstruiert die Wohngruppe als Ort, an dem sie eine »intellektuelle Freiheit« leben kann. Daneben markiert sie auch die Möglichkeiten der Freizeitgestaltung in der stationären Jugendhilfe ohne Strategien der Geheimhaltung.

In Bezug auf die »intellektuelle Freiheit« konkretisiert sie, dass sie mit ihren Eltern aufgrund von sprachlichen Barrieren nicht so »hochstehende Gespräche« führen könne, weil sie selbst sich nicht so gut auf Türkisch und ihre Eltern sich nicht gut

auf Deutsch ausdrücken können. Die Folie der Freiheit spielt auch in Bezug auf die Wahl der Jugendhilfeeinrichtung eine Rolle, weil sie an der Einrichtung Storchengasse den Ruf als freien Raum attraktiv findet. Aber auch in Bezug auf die Bemühungen ihrer Eltern, sie zurückzuholen, wird sichtbar, dass sie versuchen, ihr in Form einer zweiten Wohnung mehr Freiraum zu ermöglichen. Interessant ist dabei, dass sie stark auf das Thema der Freiheit fokussiert, die ihr zu Hause gefehlt hat, und die Erfahrungen der Gewalt damit in den Hintergrund zu rücken scheinen. Zu vermuten ist, dass dies Bestandteil ihrer normalisierenden Strategie ist und es vor diesem Hintergrund leichter ist, das Thema der Freiheit zu verhandeln als das Thema der Gewalt. Gleichzeitig kann das aber auch ein Schutz vor den Reaktionen von Menschen sein, die mit der Beschreibung von Gewalterfahrungen möglicherweise überfordert sind oder sie in der Folge zum Opfer machen (eine vertiefte Darstellung, wie sie sich zum Opfer gemacht fühlt, folgt in Kap. 5.9). Neben der Freiheit zieht sie auch noch die Dimension der Intellektualität heran, die sie in der stationären Jugendhilfe stärker ausleben kann. Dies verweist auch darauf, dass sie sich bildungsmäßig von ihren Eltern distanziert. Darin liegt möglicherweise auch die Erklärung, warum sie über ihre Eltern nichts in Bezug auf deren Ausbildung sagt, sondern sehr stark das Rechtsstudium ihrer Schwester ins Zentrum stellt.

In der Haupterzählung macht die Biographin, nachdem sie ihre Wohnübergänge dargelegt hat, eine längere Pause und formuliert, dass sie noch nachdenke, was ansonsten relevant erscheint für die Konstruktion ihrer Biographie. Danach fährt sie fort mit dem Thema Schule.

Bruch in Bildungsambitionen – »Ähm a::- so Mitte Drittes bin ich eben von zu Hause dann ausgezogen, ///mmh/// und äh dann sind meine Noten auch völlig in den Keller gestürzt«

(6) ((*Stimmen in Hintergrund*)) Ja, (.) ähm was °gibt es noch° (.) so schulisch ähm (.) eben bin ich in der OS gewesen, (.) im Quartier A, (.) äh:m ich habe (2) die Schule abgeschlossen, mmh (2) als ähm bestes Mädchen im Schulhaus, ///mmh/// (((leichtes Lachen))) /// äh:m (2) dann am Gymi eben ich bin (.) di- das vierte Gymnasium habe ich noch fertiggemacht, (2) ähm a::- so Mitte Drittes bin ich eben von zu Hause dann ausgezogen, ///mmh/// und äh dann sind meine Noten auch völlig in den Keller gestürzt, ///mmh/// ähm (1) ich habe angefangen zu kiffen wie blöd, ///mmh/// also ich, bin auch nicht mehr (.) ///mmh/// ich (1) bin fast, wirklich fast nicht mehr in der Schule gewesen, ///mmh/// ähm (.) (15; 216-225)

Nach einer kurzen Denkpause greift Elif Yıldız nochmals ihre schulische Entwicklung auf. Dazu verlässt sie die chronologische Ordnung, knüpft erneut an die schon mehrfach erwähnte positive Bewertung von Bildungserfolg an und nutzt leistungsbezogene Einteilungen, um sich selbst zu positionieren. Die Bezeichnung »bestes

Mädchen im Schulhaus« hört sich nach einer Auszeichnung an, bei der sie offiziell mit diesem Prädikat ausgezeichnet wurde. Das Quartier, in dem sie lebte und die Schule besuchte, stellt ein benachteiligtes Quartier dar. Durch ihre guten schulischen Leistungen hebt sie sich von den anderen Schüler*innen ab und sticht aus der Masse heraus.

In der Formulierung, dass sie am Gymnasium noch das vierte Schuljahr fertiggestellt habe, kündigt sich ein vorzeitiger Abbruch an. Dabei stellt sie einen kausalen Zusammenhang her zwischen ihrem Übergang in die stationäre Jugendhilfe, den sie erneut stark normalisierend als Auszug von zu Hause und mit Unterstreichung ihrer Handlungsfähigkeit konstruiert, und einer dramatischen Verschlechterung ihrer Noten: »ähm a:- so Mitte Drittes bin ich eben von zu Hause dann ausgezogen, ///mmh/// und äh dann sind meine Noten auch völlig in den Keller gestürzt«. Im Unterschied zur Handlungsfähigkeit in Bezug auf ihren Auszug wirkt die Verschlechterung der Noten als etwas, dem Elif Yıldız hilflos ausgeliefert ist. Im Gegensatz dazu beschreibt sie sich in Bezug auf Kiffen und Schuleschwänzen als handlungsfähig: »ähm (1) ich habe angefangen zu kiffen wie blöd, ///mmh/// also ich, bin auch nicht mehr (.) ///mmh/// ich (1) bin fast, wirklich fast nicht mehr in der Schule gewesen, ///mmh/// ähm (.)«. Durch die Bewertung »kiffen wie blöd« scheint durch, dass sie die Menge aus heutiger Sicht als viel bewertet.

In dieser Verschlechterung der Noten wird ein Bruch hinsichtlich ihrer Bildungsambitionen sichtbar, die in ihren eigentheoretischen Kommentierungen ihrer Biographie aus aktueller Perspektive sichtbar werden. So kann sie ihre bisherigen schulischen Erfolge, die sie stark zur Selbstinszenierung herangezogen hat, nicht aufrechterhalten. Auffallend ist, dass sie diesen Bruch aber in der Erzählung nicht weiter legitimiert oder kommentiert. In der weiteren Entwicklung erzählt sie hingegen detailliert von einer Sitzung mit Vertreter*innen der Schule, ihrer Bezugsperson und sich selbst, in der es um ihre Schulabsenzen und mögliche Konsequenzen daraus geht:

und dann hat es geheißen eben (.) Mitte viertes Schuljahr so paar Monate vor dem Abschluss, also Abschluss vom Jahr hat ähm (.) der Klassenlehrer mal angerufen im Storchi und hat gefunden ja, wo ist denn die Elif? So ja, sie sollte in der Schule sein, ///mmh/// weil ich habe ihnen gesagt ich ginge in die Schule, und dann bin ich (.) irgendwie sünnele [mich sonnen] gegangen oder sonst irgendwie herumgelungert ///mmh/// und ähm (.) es ist recht lange gegangen bis der Lehrer dann mal angerufen hat, ///mmh/// und dann hat es geheißen, eben ähm: (.) sie möchten ein Gespräch mit der Rektorin, dem Klassenlehrer mir und meiner Bezugsperson ///mmh/// von der Storchengasse, ///mmh/// meine Bezugsperson ist lustigerweise (.) früher bei meinem Klassenlehrer auch in der Klasse gewesen ///@(.)@/// aber an der Rudolf-Steiner-Schule, ähm (2) u:und äh:: eben und dann hat die Rektorin mir gesagt äh entweder ich komme jetzt in die Schule, ///ja/// also wirklich, ///ja/// ähm: (.) von den Noten her hätte es mir sowieso nicht mehr gelangt, ///mmh///

ein Schuljahr weiterzukommen, ///mmh/// ähm sie hat mir angeboten sie=würde da den Paragraph weiß nicht was, dass man eben wenn man zu Hause sonst irgendwie Zeugs hat ///mmh/// dann (.) ///mmh/// mich in das fünfte Schuljahr lassen, äh:m oder ich (.) sage nein ich steige jetzt sofort aus, kriege aber auch kein Zeugnis, (.) (15; 225-242)

In ihrer Darstellung meldet sich ihr Klassenlehrer ein Jahr nach der beschriebenen Verschlechterung und ihrem dauerhaften Fernbleiben von der Schule in der Einrichtung telefonisch, um nachzufragen, wo sie sei. Es scheint so, dass sie rückblickend verwundert darüber ist, dass sie so lange ohne eine Intervention der Schule fernbleiben konnte: *»es ist recht lange gegangen bis der Lehrer dann mal angerufen hat«*. Diese Kommentierung kann auch als Kritik interpretiert werden, dass er sich so lange nicht darum gekümmert hat.

In der Formulierung *»und dann hat es geheißen [...]«* drückt sich ein institutioneller Vorgang aus, der hier unbestimmt eröffnet wird. Als Hintergrundkonstruktion zu ihrem Fernbleiben von der Schule führt sie aus, in der Wohngruppe gesagt zu haben, dass sie in die Schule gehen würde, dann aber draußen *»irgendwie rumgelungert«* habe. Die von ihr herangezogene Formulierung *»rumlungern«* ist abwertend konnotiert und bringt zum Ausdruck, dass sie ohne Beschäftigung wie Schule oder Arbeit Zeit verbracht hat. Darin drückt sich aus, dass sie abweichend von gesellschaftlichen Normalitätskonstruktionen von Produktivität ihre Zeit verbracht hat. Die eher positiv konnotierte Formulierung *»sünnele«* kann darauf hindeuten, dass für sie mit dem Fernbleiben von der Schule auch ein Freiraum verbunden war, über den sie hier allerdings nicht sprechen kann, sondern sich selbst als abweichend konstruiert vor dem Hintergrund von Normalitätsordnungen.

In Elif Yıldız' Darstellung des Gesprächs in der Schule zeigt sich eine Dominanz der schulischen Seite; die Rektorin wird von ihr als machtvoll wahrgenommen: Diese steht im Mittelpunkt und steckt qua ihrer Position die schulischen Möglichkeiten ab, die es für Elif Yıldız gibt. Der Lehrer und ihre Bezugsperson bleiben im Hintergrund. Gleichzeitig offeriert die Rektorin ihr, dass sie trotz der schlechten Noten aufgrund einer Sonderregelung für Schülerinnen, die zu Hause Probleme haben, versetzt werden könne: *»sie=würde da den Paragraph weiß nicht was, dass man eben wenn man zu Hause sonst irgendwie Zeugs hat«*. Der Weg, den die Rektorin vorschlägt, ist verbunden mit einer Ausnahmeregelung aufgrund von Problemen zu Hause. Mit dieser Ausnahmeregelung wäre in der Folge eine Besonderung von Elif Yıldız verbunden. Als Alternative offeriert die Rektorin ihr, das Gymnasium sofort ohne Zeugnis zu verlassen. Ihre Gedanken zu den von der Rektorin offerierten Optionen und ihren Entscheidungsprozess, stellt sie wie folgt dar:

und ähm ich habe gefunden, (2) ich möchte gar nicht das Cymi fertig machen, ///mmh/// ich sehe mich nicht eine Matur (.) ///mmh/// machen, ich (.) wüsste auch überhaupt nicht was ich würde studieren wollen, ///mmh/// so, und ähm (.) ich habe es auch gar nicht gesehen, dass ich diesen Aufwand überhaupt ((Stimmen und Geräusche von Geschirrein-

räumen im Hintergrund)) erbringen kann ///mmh/// so; ///mmh/// habe aber gefunden okay ich komme, und (.) dass ich einfach ein Zeugnis kriege, und ähm: das habe ich dann auch gemacht, (15; 242-249)

Als Überschrift für ihre Entscheidung kann die Eröffnung der Sequenz verstanden werden, in der sie sagt: *»ich möchte gar nicht das Gymi fertigmachen«*. Darin drückt sie aus, dass die Grundlage für ihr frühzeitiges Verlassen des Gymnasiums ihr freier Wille ist. Trotz dieser Hervorhebung des Willens führt sie noch weitere Hintergründe aus, warum sie den Abschluss nicht machen wolle. So stellt sie dar, dass sie kein Selbstverständnis von sich habe als eine Schülerin, die eine Matura mache, und dass sie damals auch keinen Plan von möglichen Studiengängen gehabt habe: *»ich (.) wüsste auch überhaupt nicht was ich würde studieren wollen«*. Zuletzt räumt sie ein, dass sie sich zu diesem Zeitpunkt auch nicht in der Lage gesehen habe, die Energie für das Abitur aufzubringen: *»ich habe es auch gar nicht gesehen, dass ich diesen Aufwand überhaupt [...] erbringen kann«*. Diese Konkretisierungen machen deutlich, dass Elif Yıldız offensichtlich ihren Wunsch auch an die Gegebenheiten anpasst, die es ihr aus verschiedenen Gründen erschweren, die Matura fertigzumachen. In ihrer Darstellung deutet sie den engen Korridor an Entscheidungsmöglichkeiten und die Gründe um, warum sie zu der Zeit nicht mehr in die Schule gegangen ist, und rückt stattdessen ihren fehlenden Wunsch, das Gymnasium fertigzumachen, ins Zentrum und damit letztendlich ihre freie Entscheidung. Dies macht ein Spannungsfeld deutlich zwischen der damit verbundenen Verdeckung von strukturellen Hürden und der Inszenierung von sich als Akteurin. Um ein Zeugnis zu bekommen, besucht sie noch bis Schuljahresende den Unterricht.

Sie schließt die Sequenz mit der Aussage ab: *»und das habe ich dann auch gemacht«*. Darin dokumentiert sich ein Ausdruck von Zielstrebigkeit bei der Umsetzung von Vorhaben. Auch hier löst sie dadurch die durch institutionelle Zwänge strukturierte Erzählsituation auf, indem sie die Situation umdeutet und sich trotz des Zwangs als Handelnde und Entscheidende konstruiert. In ihrer Darstellung befreit sie sich ohne eine Abstimmung mit oder die Unterstützung von anderen, wie bspw. ihrer Bezugsperson, autonom aus der Situation.

Im Vergleich mit den bisherigen Interpretationen fällt hier ein Widerspruch in Bezug auf ihre Leistungs- und Bildungsorientierung auf. Bislang wurden anhand ihrer Darstellung eine hohe Identifikation mit Bildungserfolg und eine positive Bewertung derselben herausgearbeitet. Hier führt sie hingegen an, dass sie sich damals nicht als eine Schülerin verstanden habe, die einen Matura-Abschluss machen würde. Damit verlässt sie offensichtlich den von ihr vorher eingeschlagenen Weg der positiven Bewertung von Leistung und Bildungsambitionen. Der Gewinn daraus scheint zu sein, dass sie sich so als Akteurin mit Handlungsfähigkeit konstruieren kann und sich in der Folge nicht als unterworfen unter die Umstände versteht. Gleichzeitig führt aber diese Inszenierung als Handelnde dazu, dass sie

die Bedingungen, die es ihr hier erschweren, Energie für die Schule aufzubringen, unsichtbar macht.

Übergang in Ausbildung und Arbeit – »Und dann habe ich dort die Lehre anfangen können zur Fachfrau Gesundheit«

und dann habe ich gerade anschließend ähm ein Praktikum bekommen in einem Alters- und Pflegeheim, vom Quartier B, ähm das habe ich ein Jahr gemacht, und dann habe ich dort die Lehre anfangen können zur Fachfrau Gesundheit, mit der Berufsmatur begleitend, u:nd ähm (.) habe dann aber den Betrieb gewechselt, Mitte des zweiten Lehrjahres also in der Hälfte, ((räuspert sich)) es geht drei ((männliche Stimme und Geräusche von Geschirr im Hintergrund)) () Jahre, (1) drei Jahre, ///mmh/// ähm weil:: (1) weil dort einfach niemand gewesen ist wo mich ausgebildet hat, ///mmh/// also ich bin völlig ins kalte Wasser geworfen ///mmh/// und ja, ich (.) ja es ist einfach nicht mehr gegangen und ich habe es, lange Zeit habe ich gesagt hey, (1) ich müsste das und das ///ja/// lernen, ///ja/// und ähm ja es kommt dann jemand es kommt dann jemand ///ja/// und so, und ähm (.) also die Stimmung ist dann wirklich ganz schlecht gewesen ///ja/// dann so, ähm: vor allem gegen den Schluss, (.) (16; 249-262)

Hier fährt die Biographin in beschreibender Art und Weise mit ihren weiteren Stationen nach dem Abgang vom Gymnasium fort. Direkt anschließend daran findet sie ein Praktikum »in einem Alters- und Pflegeheim, vom Quartier B« und kann dort auch eine Lehre absolvieren »zur Fachfrau Gesundheit, mit der Berufsmatur begleitend«. Dieser Übergang in die Ausbildung wirkt linear und sie stellt hier weder ihren Entscheidungsprozess für die Ausbildung dar, noch mit welchen Anstrengungen die Ausbildungsplatzsuche eventuell verbunden war. Offensichtlich greift sie hier auch wieder ihr Motiv der Bildungsorientierung auf und macht parallel die Berufsmatura, obwohl sie ja im vorigen Abschnitt noch argumentiert hat, dass sie keine Matura machen wolle. Was sie mit der Ausbildung verbindet und warum sie genau diese gemacht hat, lässt sie unbestimmt. In ihren Formulierungen wird einzig deutlich, dass es offensichtlich nicht allzu schwer war für sie, diesen Ausbildungsplatz zu bekommen.

In dem gerafften Darstellungsstil fortfahrend, geht sie darauf ein, wie sie in der Mitte des zweiten Lehrjahres den Betrieb gewechselt habe, weil die Ausbildungsbedingungen nicht gut waren. Auch hier fällt ihre handlungsfähige Inszenierung in ihrer Darstellung auf und dass sie sich auf eine Ordnung beruft, die regelt, wie die Ausbildung gestaltet sein muss. Vor dem Hintergrund der Regelung kritisiert Elif Yıldız die Bedingungen ihrer Lehre, »weil dort einfach niemand gewesen ist wo mich ausgebildet hat, ///mmh/// also ich bin völlig ins kalte Wasser geworfen«. Nachdem ihre Anstrengungen, sich für eine Verbesserung im Lehrbetrieb einzusetzen, nicht erfolgreich sind und sie die Situation nicht mehr aushält – »ja es ist einfach nicht mehr gegangen« –, beschwert sie sich im Amt für Lehraufsicht:

u:nd ich habe dann bin dann auf das Amt für Lehraufsicht gegangen und habe gesagt, ja bei mir ist es so und so, und ähm diese Frau hat mir eine Liste mitgegeben, ähm so zwei A4-Blätter voll mit einfach allen Alters- und Pflegeheime und Spitäler ///mmh/// wo überhaupt ausbilden, ///mmh/// und hat gesagt, ja bewerben Sie sich da mal, und das sind über fünfzig Betriebe, ///mmh/// und dann bin ich da raus, und habe gedacht ja(.)super, für was bin ich da hin?///mmh/// Also ich hätte diese Liste auch im Internet finden können, ///mmh/// und ähm (.) das Mitleid kann ich mir auch anderswo holen, ///mmh/// also wenn ich es brauche, ///mmh/// (16; 262-270)

Mit dem Amt für Lehraufsicht wählt sie für ihre Beschwerde – wie auch schon bei ihren Erfahrungen der häuslichen Gewalt – eine machtvolle Institution. Dabei erhofft sie sich vom Amt für Lehraufsicht offensichtlich Unterstützung bei der Durchsetzung ihrer Rechte. Sie wirkt in der Art, wie sie sich dazu entscheidet, autonom, und ihre eigenen Leistungen und Anstrengungen im Finden der passenden Institution zur Durchsetzung ihrer Rechte werden deutlich. Gleichzeitig nutzt sie Normalitätsordnungen und Regelungen dafür, sich zu bemächtigen, da sie unter Berufung darauf markiert, was ihr eigentlich an Begleitung und Unterstützung während der Ausbildung zustehen würde. Somit verleiht sie ihrer Position mit Bezugnahme auf rechtliche Ordnungen Nachdruck.

Von der Mitarbeiterin im Amt für Lehraufsicht bekommt sie zunächst nicht die erhoffte Hilfe, sondern nur eine Liste mit alternativen Ausbildungsbetrieben: »und dann bin ich da raus, und habe gedacht ja (.) super, für was bin ich da hin?« ///mmh/// Also ich hätte diese Liste auch im Internet finden können, ///mmh/// und ähm (.) das Mitleid kann ich mir auch anderswo holen, ///mmh/// also wenn ich es brauche«. Darin wird sichtbar, dass sie sich von der Mitarbeiterin dort nur bemitleidet fühlt für die Situation im Ausbildungsbetrieb, die sie kritisiert, sie aber kein Mitleid erwartet, sondern eine konkrete Intervention. Gleichzeitig macht sie deutlich, dass sie auch Strategien hat, um sich selbst zu helfen, und dass diese Liste kein Mehrgegnist ist. Mitleid zu bekommen, erscheint ihr vor dem Hintergrund ihrer Inszenierung als handlungsfähig nicht passend und sie wehrt sich dagegen, in eine Opferposition hineingerufen zu werden, die nicht zu ihrer Bewältigungsstrategie passt. Auffällig ist an dieser Stelle auch, dass sie überhaupt darstellt, was dieser Umgang in ihr auslöst.

Im weiteren Verlauf löst sich die Situation aber dann doch zu ihren Gunsten auf und sie findet einen alternativen Ausbildungsbetrieb:

u:und sie hat dann, aber im gleichen Nachmittag noch im Storch angerufen und gesagt ähm der Berufsbildungsverantwortliche von der Psychiatrischen Klinik Großstadt A ///mmh/// hat angerufen um eine Schülerin die auch im zweiten Lehrjahr ist abzumelden; ///mmh/// ähm (.) weil sie ihr gekündigt haben, und sie hat gerade gesagt hey, heute ist bei mir eine gewesen und blabla und so und ähm er hat ihr gesagt, sie solle mir ausrichten ich soll mich bewerben innerhalb von den nächsten vier Tage, ///ja/// und

dann habe ich das gemacht, und dann ist das (.) ratzfatzt gegangen und dann bin ich dort in der Psychiatrischen Klinik gewesen; ///mmh/// äh:m (2) (16; 270-278)

Damit war ihre Strategie, sich bezüglich des Ausbildungsplatzes Unterstützung zu holen, doch noch erfolgreich. In dieser Sequenz über ihre Ausbildung stellt die Biographin wieder stark ihre erfolgreichen Anstrengungen ins Zentrum. Ihr Übergang in die Lehre scheint linear zu gelingen nach dem Abbruch des Gymnasiums. Weiterhin drückt sich in dieser Schilderung aus, dass sie gut für sich sorgt und sich für ihre Rechte einsetzt und wie sie sich erfolgreich gegen die Missstände in ihrem Ausbildungsbetrieb wehrt.

Abschluss der Lehre als Beste und Blick in die Zukunft – »Und äh::m möchte dieses Jahr im September dann an der Uni Deutsch und Geschichte studieren gehen«

[...] habe die Lehre auch sehr gut abgeschlossen, als Beste in Großstadt A, ///@(.)@/// ähm und äh: (.) dann nach der Lehre habe ich die Passerelle⁵ gemacht am Hof-Gymnasium, das ist ähm für diese wo eben einen Berufsmatur- ähm ///mmh/// Abschluss haben, dann noch die eidgenössische Matur wollen; und die habe ich jetzt im September auch bestanden; ///mmh/// (16; 278-283)

Mit einem Zeitsprung zum Abschluss der Lehre stellt die Erzählerin hier ihren Erfolg ins Zentrum: Sie betont ihre herausragende Leistung, dass sie die Lehre »*sehr gut abgeschlossen*« habe, als »*Beste in Großstadt A*«, und grenzt sich so, wie auch schon in der Orientierungsschule, von den anderen leistungsbezogen ab. Die kurzen Krisen, die sie angedeutet hat im Zusammenhang mit dem Schulabbruch und dem Wechsel der Lehrstelle, scheint sie erfolgreich bewältigt zu haben. Dass sie ihre weiteren formalen Bildungserfolge ausführlich erläutert, zeigt, dass sie offensichtlich doch, entgegen ihrer Aussage beim Abgang vom Gymnasium, einen höheren Bildungsweg anstrebt. Dennoch führt sie keine Erklärung oder Legitimation dieser Anpassung ihrer Pläne an. Vielmehr scheint es ihr erneut problemlos zu gelingen, bildungserfolgreich zu sein, und sie steuert diesen Prozess handlungsfähig und aktiv. Im Vergleich zum vorzeitigen Abgang vom Gymnasium zeigt sich deutlich, dass ihr erneuter Bildungserfolg vor dem Hintergrund einer Ordnung erzählt wird, die dies positiv bewertet. Die Sequenz zu ihrer Ausbildungsbiographie schließt sie mit einem Bogen in die Gegenwart:

5 Die Passerelle ist eine Ergänzungsprüfung zur Berufsmaturität oder Fachmaturität. Bei Bestehen der Ergänzungsprüfung besteht Zugang zu allen universitären Studiengängen der Schweiz (vgl. Staatssekretariat für Bildung 2017, S. 7).

((räuspert sich)) jetzt arbeite ich eben da im Alters- und Pflegeheim zu achtzig Prozent, ///mmh/// und äh::m möchte dieses Jahr im September dann an der Uni Deutsch und Geschichte studieren gehen; ///mmh/// so; (.) das ist mal der Plan. ///mmh/// (10) ((leise Geräusche der Kaffeemaschine im Hintergrund)) Kaffee? @Ich höre die Maschine laufen@ ///@(.).@/// (.) (16; 283-288)

Elif Yıldız' Erzählung kommt an dieser Stelle zu einer ersten Koda. Die Erzählerin kommt in der Gegenwart an und gewährt einen Blick in ihre Zukunftsperspektiven: Sie plant, im September ein Studium an der Universität anzufangen. Sie entwirft dabei ein Bild von sich, in welchem sie ihre Handlungsfähigkeit aufrechterhält und an einer leistungs- und bildungsorientierten Positionierung festhält. In ihrem Zukunftsentwurf zeigt sich eine normalisierende Perspektive auf ihre Biographie, bei der sie die bisherige bildungserfolgreiche Performance betont und den Bruch in der Bildungsbiographie durch Anstrengungen ausgleicht. Bis hier scheinen mit Bezug zur Eröffnung ihrer Biographie die Hervorhebung ihrer Bildungsorientierung und ihre leistungsbezogene Inszenierung als ein Faden, der sich durch ihre Geschichte zieht und den sie auch noch mit dem Blick in die Zukunft weiterspannt.

Da sie nach dieser Koda nochmals ohne Nachfrage der Interviewerin einen Teil anhängt, wird diese Koda hier nur als vorläufige interpretiert und der angehängte Teil noch mit in die Analyse der Haupterzählung einbezogen.

Reflexion der Beziehung der Geschwister – »Ja er ist ähm (.) eigentlich so (.) bisschen wie der bisschen d- der Dumme, in der Fami-lie, also einfach unter den Geschwistern, so; ähm (4)«

ja, so das von mir ähm (2) eben ich und meine Schwester, sind so sehr zielstrebige eigenständige bockige ähm (.) Leute; ähm ((räuspert sich)) (2) mein Bruder ist da (1) mehr so (2) er ist (.) ich würde ihn nicht unbedingt als Gangster beschreiben aber ähm es ist schon erstaunlich, (1) wie er deutsch redet und wie wir deutsch reden, ///mmh/// sagen wir es mal so, ///mmh/// ähm (1) ja er ist ähm (.) eigentlich so (.) bisschen wie der bisschen d- der °Dumme°, in der Familie, also einfach unter den Geschwister, so; ähm (4) (17; 314-320)

Mit der resümierenden Formulierung: »das von mir ähm« unterstreicht sie, dass sie eigentlich am Ende ihrer Biographie angekommen ist. Mit »eben« fügt sie dann aber noch eine Reflexion über sich und ihre Geschwister unter einer Geschlechterperspektive an. Ihre Schwester und sich konstruiert sie als eine Einheit und als »so sehr zielstrebige eigenständige bockige ähm (.) Leute«. Die Eigenschaften, die sie hier betont ausspricht und diesen damit Bedeutung gibt, sind einerseits positiv konnotierte Beschreibungen, die auch auf die Leistungsfähigkeit der Schwestern verweisen, wie zielstrebig und eigenständig. Andererseits deutet die Selbstbezeichnung als »bockige Leute« auf deren Widerständigkeit gegenüber Zumutungen hin.

Ihren Bruder hingegen charakterisiert sie als »*eigentlich so (.) bisschen wie der bisschen d-der °Dumme°, in der Familie*«. Diese Bewertung nimmt sie vor, nachdem sie nach einer passenden Formulierung sucht und die Beschreibung »*Gangster*« als »*nicht unbedingt*« passend verwirft. Als Vergleichshorizont führt sie dann noch an, wie »*er deutsch redet*« im Unterschied zu sich und ihrer Schwester. Darin drückt sie naturalisierend aus, dass er weniger intelligent sei als sie, und verbindet das mit seiner Art zu sprechen. Vor dem Hintergrund der Gewalt, die ihr Bruder ihr zugefügt hat, nimmt sie dadurch eine starke Position für sich in Anspruch, aus der heraus sie ihn abwertet. Sie inszeniert sich und ihre Schwester als Leistungsträgerinnen und bewertet ihn vor dem Hintergrund von Normalitätskonstruktionen wie Bildung, Sprache, Intelligenz usw. als weniger erfolgreich. Interessant ist, dass sie sich hier über die Leistungsperformance mit ihrer Schwester als Einheit beschreibt, dabei aber nichts über die Beziehung der beiden aussagt. Die Funktion dieser Einheit scheint darin zu liegen, den Bruder ab- und sich und die Schwester aufzuwerten.

Danach führt sie in einer längeren Passage aus, dass er aktuell nicht wolle, dass sie von zu Hause wieder ausziehe und es in diesem Zusammenhang wieder zu Konflikten komme. Dabei hat sie als Eigentheorie, dass er ihr argumentativ unterlegen sei und dann schnell überfordert und aggressiv reagiere:

(4) ähm (1) ja und er merkt halt, also ich glaube er merkt dass er einfach nicht argumentieren kann ///mmh/// und dann wird dann eben ///mmh/// kommt so Zeugs wie *Fresse du Mongi*, wo ich mir dann denke ja also, (.) du kannst mir schon sagen, hey ich habe dich gern um mich herum, ///((leichtes Lachen))/// wenn es das ist, ///mmh/// also so ähm (.) ///mmh/// er hat da nicht so (.) ja (1) ///mmh/// so ///mmh/// (4) °das einmal ja° ///mmh/// (3) (17; 341-347)

Hier wird deutlich, dass sie durch ihre Reflexionen und die Auseinandersetzung mit der Beziehung zu ihrem Bruder sich ihm gegenüber bemächtigt, indem sie seine Beleidigungen nicht ernst nimmt und diese uminterpretiert. Seine Aggression scheint sich nicht mehr körperlich auszudrücken, sondern er beleidigt Elif Yıldız verbal. Sie interpretiert an dieser Stelle hinter dem beleidigenden Verhalten ein Bedürfnis, dass er gerne mit ihr Zeit verbringe und nicht wolle, dass sie ausziehe. Durch diesen Versuch, sein Verhalten zu verstehen und zu interpretieren, was hinter seinen grob beleidigenden und abwertenden aggressiven Sprüchen steckt, re-interpretiert sie sein Verhalten und gibt ihm eine andere Bedeutung als die, dass er sie damit ausschließlich beleidigen und verletzen wolle. So nimmt sie ihm die Macht und inszeniert sich gleichzeitig als überlegen, weil sie nicht direkt voller Emotionen darauf reagiert, sondern die Situation und Beziehung distanziert und analytisch betrachtet. Am Ende dieser Reflexion über ihren Bruder und seine Verhaltensweisen markiert sie nach einer Pause von vier Sekunden mit der Formulierung »*das einmal ja*«, dass sie am Ende ihrer biographischen Erzählung

angekommen und diese angehängte Reflexion der Entwicklung der Geschwisterbeziehungen damit beendet ist.

Mit dieser angehängten Sequenz, in der sie die Geschwisterbeziehungen darlegt und auf deren Entwicklungen eingeht, schließt sie noch ab, dass sie mittlerweile auch wieder zu ihrem Bruder Kontakt hat. Damit fasst sie offensichtlich als Resümee, dass sich ihr Heimaufenthalt für sie insgesamt gelohnt hat und sich ihre familiären Beziehungen wieder etwas geklärt haben. Gleichzeitig distanziert sie sich dabei stark von ihrem Bruder und nimmt eine gesellschaftlich anerkannte Positionierung als erfolgreicher und zielstrebig Mensch ein, vor deren Hintergrund sie ihren Bruder abwertet.

Resümee Prozesse und Entwicklungen in und nach der stationären Jugendhilfe

Verbunden mit dem Übergang in die stationäre Jugendhilfe ist, dass Elif Yıldız als Hilfeempfängerin in der Schule sichtbar und ihre Strategie der Normalisierung und Geheimhaltung dadurch gestört wird. Ihre Strategie der Normalisierung umfasst, dass sie in der Schule versucht zu verbergen, dass sie sich in mehrfacher Hinsicht von den anderen Schüler*innen unterscheidet. In der Folge gerät sie in eine Krise, die Auswirkungen hat auf ihre schulische Performance. Interessant dabei ist, dass sie offenbar durch den Übergang in die Hilfe nicht mehr alleine die Deutungsmacht über ihre Biographie hat. In der Folge kann sie ihre Strategie der Normalisierung und Geheimhaltung nicht mehr aufrechterhalten, die sie in Bezug auf die Gewalterfahrungen im Umgang mit anderen verfolgt hat. Sie sieht sich dann mit Bildern als Opfer adressiert, weil sie Hilfeempfängerin ist und Gewalterfahrungen gemacht hat. Somit werden also das Ende ihrer Gewalterfahrungen zu Hause und die Entscheidung, sich mit einer Anzeige dagegen zu wehren, der Auslöser für eine Krise. So entsteht die paradoxe Situation, dass sie durch die Hilfe, die sie sich erkämpft hat, in ihrer Handlungsfähigkeit, die auch mit ihrer Normalisierungsstrategie verbunden ist, eingeschränkt und der institutionellen Logik unterworfen wird. Dies verweist auf das grundsätzliche Dilemma von Angeboten der Sozialen Arbeit, dass sie durch die Anerkennung von Hilfebedarf auch Subjektpositionierungen hervorbringen, die aufgrund von gesellschaftlich anerkannten Kriterien als abweichend markiert werden, um die Hilfe zu legitimieren.

Bis zur Darstellung des Endes ihrer Zeit in der stationären Jugendhilfe orientiert sich Elif Yıldız an der Chronologie der Ereignisse. In ihrer weiteren Erzählung hingegen unterbricht sie die Chronologie und fängt an, Prozesse, die sie in Verbindung mit der stationären Jugendhilfe sieht, getrennt voneinander in ihrer Entwicklung darzustellen. Dabei nimmt sie Rückblenden vor in die Zeit, in der sie noch in der stationären Jugendhilfe war. Von den Themen und Bereichen, die sie hier wählt, fällt auf, dass sie sich an normalbiographischen Vorstellungen orientiert

und von ihrer Wohnsituation, der Beziehung zu ihren Eltern, der Entwicklung ihrer schulischen Biographie und dem Übergang in Arbeit berichtet. Ihre Erzählung zeigt, dass sie sich mit ihrer Lebensgeschichte und den damit verbundenen Prozessen bereits beschäftigt hat; es finden sich darin zahlreiche eigentheoretische Erklärungsansätze und Reflexionen. Im Zentrum ihrer biographischen Konstruktion stehen die Ereignisse, die dazu führten, dass sie in die stationäre Jugendhilfe kam.

In Bezug auf ihren erneuten Einzug bei den Eltern nach der Trennung von ihrem Freund sieht sie sich offensichtlich gezwungen zu legitimieren, warum sie trotz ihrer Gewalterfahrungen wieder dort einzieht. Dabei markiert sie mit vielen Beispielen die Entwicklungsprozesse ihrer Eltern, die es für sie möglich machten, wieder zurück zu ihnen zu gehen. Hinsichtlich ihrer schulischen Entwicklung kann der Abgang vom Gymnasium als ein Bruch in ihrer Bildungsaspiration gedeutet werden. Auffallend ist dabei, dass sie sich dabei als Akteurin inszeniert, die das Gymnasium abbricht, weil sie darin keinen Sinn mehr für sich sieht. Damit verdeckt sie möglicherweise die Macht und den Druck, der durch die Sitzung mit Rektorin, Lehrer und Bezugsperson auf sie aufgebaut wird, und stellt den Abgang vom Gymnasium als ihre freie Entscheidung dar, auch wenn sie real nicht viele Optionen hatte. Damit verbunden ist für sie, dass sie die Deutungshoheit über ihre Geschichte behält und diesen Schritt als frei gewählt darstellt. Letztendlich knüpft sie in ihrer Darstellung des Ausbildungsbeginnes wieder an ihre Bildungsaspirationen an. So unterstreicht sie ihre Leistungsfähigkeit erneut dadurch, dass sie parallel zur Ausbildung ihre Berufsmatura gemacht und danach die allgemeine Matura und die Ausbildung wieder als »Beste« im Kanton abgeschlossen habe. Somit greift sie, ohne dies weiter argumentativ zu begründen, ihre leistungsorientierte Grundhaltung auf und qualifiziert sich letztendlich für ein Studium, obwohl sie eigentlich mit dem Abgang vom Gymnasium unterstrichen hat, dass sie nicht studieren wolle. Durch ihre starke Fokussierung auf ihren freien Willen als Grundlage für die Entscheidung des Abganges nimmt sie eine normalisierende Position ein und trägt damit den Anforderungen an moderne Subjekte Rechnung, sich als Zentrum von Entscheidungen zu verstehen und selbstverantwortlich das eigene Leben zu gestalten.

In Bezug auf das Ende der Hilfe zeigt sich, wie schon zu deren Beginn, dass sie die institutionelle Logik nutzt, um zu begründen, warum sie die Hilfe schließlich verlässt. Damit wird in der biographischen Konstruktion von Elif Yıldız zusammenfassend deutlich, dass insbesondere zu Beginn und am Ende der Hilfe die Logik der Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe dominant ist, ebenso wie die damit verbundenen Kriterien und Grenzziehungsprozesse, die Hilfebedarf zwar legitimieren, aber auch definieren, wann die Hilfe beendet wird.

5.9 Jugendhilfeeindrungen führen zu Ausgrenzungserfahrungen – »Ich habe wie so das Gefühl gehabt=ich kriege einen Stempel aufgedrückt, so Opfer«

In der folgenden Sequenz beschreibt die Biographin ihr Verhältnis zu anderen Schüler*innen im Gymnasium. Diese Stelle erscheint zentral vor dem Hintergrund ihrer Inszenierung von Handlungsfähigkeit im Interview, da hier deutlich wird, dass durch das Sichtbarwerden ihrer Jugendhilfeeindrungen ihre Strategie der Normalisierung gestört wird und sie sich zum Opfer gemacht fühlt:

I: Und (3) gab es Zeiten in Ihrem Leben in denen Sie sich irgendwie anders gefühlt haben als andere, (4) (46; 809-810)

Die Interviewerin fragt im exmanenten Nachfrageteil nach, ob es Zeiten im Leben der Biographin gab, in denen sie sich anders gefühlt habe als andere. Alternativ hätte bspw. auch nach Orten oder Räumen gefragt werden können oder auch Kontexten, in denen das Gefühl von Anderssein besteht bzw. entstanden ist. Durch diese Betonung der Zeit und der Bezugnahme auf die Lebenszeit wird dem Gefühl des Andersseins eine biographische Dimension in der Frage gegeben. Diese Benennung von »Zeiten« und nicht Ereignissen oder Orten legt nahe, dass ein Leben verschiedene Zeiten hat und damit auch unterschiedliche Gefühlszustände verbunden werden können. Das Eigene wird dabei in der Frage als etwas konstruiert, was durch die Bezugnahme auf andere charakterisiert wird. Indirekt erscheinen hier die anderen als homogene Gruppe und als Referenz von Normalität, von der sich die Interviewte unterscheiden soll. Implizit kann damit auch verbunden sein, dass diese Nachfrage sich auf Teile im Interview bezieht, in denen die Interviewerin interpretiert, dass Elif Yıldız hier abweicht von einer dominanten Normalität. In der Folge können dadurch möglicherweise Differenzen aufgerufen werden, die im Interview schon eine Rolle gespielt haben. Die Frage kann weiterhin auch suggestiv wirken, da sie voraussetzen scheint, dass es ein Gefühl von Anderssein gibt. Sie suggeriert weiterhin, dass sich die anderen alle gleich fühlen. Zuletzt kann die Frage auch an therapeutische Settings erinnern, da hier stark das Gefühl betont wird und damit auch die Differenz von den anderen in der Innerlichkeit der adressierten Interviewpartnerin gesucht wird. Dabei wird möglicherweise auch der Prozesscharakter des Zur-Anderen-gemacht-Werdens in der Frage nicht zum Ausdruck gebracht.

E: Ähm (3) also ich fühle mich immer noch anders wie andere, @abe-@ @(.)@ ähm (.) ja:: ähm (.) ja ich habe das ganz stark gemerkt wo ich eben ähm (2) von daheim ausgezogen bin und dann wied- also (.) nach der Pause wo ich eben nicht in die Schule gegangen bin dann wieder in die Schule gegangen bin, ///ja ja/// (47; 811-814)

Elif Yıldız betont nach kurzem Nachdenken, dass sie dieses Gefühl von Anderssein immer noch habe. Damit bestätigt sie also zum einen das mit der Frage nahegelegte Gefühl, zum anderen greift sie auch die zeitliche Struktur auf. Allerdings weist sie die durch die Zeitangabe »immer noch« nahegelegte temporale Eingrenzung in der Frage zurück und unterstreicht, dass dieses Gefühl noch immer andauere. Der Anfangszeitpunkt des Sich-anders-Fühlens wird zunächst nicht benannt. Die kurze Pause und das Wiederholen der Formulierung »anders wie andere« könnten bedeuten, dass das angesprochene Thema eine schwierige Zeit berührt oder auch, dass sie über die Frage nachdenkt und das, was für sie damit verbunden ist, und den Blick in die Vergangenheit richtet.

Als zeitlichen Beginn für ihr Gefühl des Andersseins nennt sie nach der kurzen Pause ihren Übergang ins Heim, den sie als »Auszug« bezeichnet und bei dem sie ihr Anderssein »ganz stark gemerkt« habe. Mit dieser Formulierung greift sie die Dimension des Gefühls auf, die in der Frage gestellt wurde, und macht deutlich, dass sie das sehr eindringlich wahrgenommen habe in der Zeit, als sie in die stationäre Jugendhilfe ging. Sie steuert also das Gefühl über die Angabe eines Zeitraums an. Die Formulierung »Auszug« für den Übergang ins Heim wirkt wie ein intentional herbeigeführter Auszug aus dem Elternhaus. Dies verweist auf ihre Strategie der Normalisierung von Ereignissen, bei denen sie sich trotz des äußeren Zwangs als Akteurin inszeniert und die Ereignisse autonom herbeiführt. Diese Darstellungsweise wurde auch schon in der Haupterzählung sichtbar, als sie den Übergang ins Heim als »Weggang von zu Hause« beschreibt. Mit dem Thema des Übergangs ins Heim greift die Biographin hier also das Thema auf, weswegen sie für das Interview angefragt wurde und was bereits in der Haupterzählung im Zentrum ihrer Erzählung stand.

Elif Yıldız konkretisiert, dass das Gefühl durch den Umstand ausgelöst wurde, zu Beginn ihrer Zeit in der stationären Jugendhilfe nicht die Schule besuchen zu können, damit sie nicht von ihrer Familie gefunden würde. Diese Zeit, in der sie nicht in der Schule war, umschreibt sie mit »Pause«, was ebenso wie die Bezeichnung des Übergangs in die stationäre Jugendhilfe aus »Auszug« entdramatisierend und normalisierend wirkt wie eine regulär vorgesehene Form der Unterbrechung von Schule. Mit der Formulierung »merken« wird deutlich, dass die Ursachen hierfür bereits vorher vorhanden waren, diese aber dann erst im Moment der Schulabsenz sichtbar und spürbar wurden.

dort habe ich irgendwie alles so: (.) ich weiß nicht so (3) ich habe dann so (2) so gedacht (.) also wenn mich jemand gefragt hat, °ja wie geht es dir°, dann habe ich gedacht, al- hey komm, spar dir das, also ///mmh/// (.) weil äh (2) du schlenderst dann nachher wieder in dein schönes Häuschen zu Mami und Papi ///mmh/// und sonst ähm ///mmh///// und da habe ich so (2) so eine gewisse (1) Distanz (.) äh: ///mmh/// so eine (.) auch eine gewisse Abneigung ///mmh/// gegenüber dem allem empfunden ///mmh/// und ich bin im Quar-

tier C gewesen und dort sind viel (2) Kinder von der Gemeinde A wo eben die Eltern mehr Geld haben und sonst ///mmh/// irgendwie und das ist mir irgendwie alles so (.) zuwider gewesen, ///mmh/// (47; 815-824)

Hier fährt die Erzählerin mit der weiteren Konkretisierung fort. Offensichtlich fällt es ihr nicht leicht zu bestimmen, an was sich das Gefühl genauer festmachen lässt, und sie scheint nach einem Beispiel oder einer Form zu suchen, mit der sie dieses Gefühl erklär- und illustrierbar machen kann: »dort habe ich irgendwie alles so: (.) ich weiß nicht so (3)«. Im weiteren Verlauf führt sie dann als Belegbeispiel die Nachfragen der anderen Schüler*innen in ihrer Klasse nach ihrem Befinden an und stellt diese in wörtlicher Rede dar: »ja wie geht es dir?«. Durch das vergleichsweise leise Aussprechen der Frage, wirkt die Frage unsicher – es könnte aber auch ein Stilmittel dafür sein, kenntlich zu machen, dass hier jemand anderes spricht. Ihre Gedanken zu der Frage gibt sie in wörtlicher Rede wieder, was den Eindruck vermittelt, sehr stark an der konkreten Situation teilzuhaben. In der Formulierung drückt sich aus, dass diese Szene exemplarisch für mehrere ähnliche Erfahrungen steht.

In der Wiedergabe ihrer Gedanken zu der Frage, wie es ihr denn gehe, hinterfragt sie deren Legitimität und distanziert sich von den anderen Schüler*innen, weil sie deren Art zu fragen vor dem Hintergrund einer ungerechten Verteilung von Wohlstand und entsprechend ungleicher Aufwuchsbedingungen unangemessen findet.

Die Frage kann einerseits ganz neutral interpretiert werden als ein Interesse daran, wie es ihr geht, und könnte potenziell so auch von Elif Yıldız den anderen Schüler*innen gestellt werden. Andererseits scheint es aber für sie keine neutrale Frage zu sein, sondern sie interpretiert diese im Zusammenhang damit, dass sie nicht mehr zu Hause lebt, weil sie dort Gewalterfahrungen gemacht hat. Vor diesem Hintergrund verbindet sie damit, dass die Mitschüler*innen Mitleid mit ihr haben. Diese Adressierung als ein Mensch, mit dem man Mitleid haben muss, macht sie auch potenziell zu einem bemitleidenswerten Menschen, und sie verbindet damit das Bild eines Opfers.

Das von ihr entworfene Bild der anderen Jugendlichen als sorglos nach Hause Schlendernde verstärkt den Eindruck, dass sie sich im Unterschied zu diesen gerade nicht in einem unbeschwerten und behüteten Kontext des Aufwachsens sieht. Gleichzeitig verbindet sie die Unbeschwertheit mit materiellen Ressourcen, die sich in der Art zu wohnen ausdrückt, und sie spricht den anderen ein »schönes Häuschen« zu, in das sie nach der Schule unbeschwert gehen können. Die so beschriebenen Schüler*innen scheinen im Gymnasium, das sie zu der Zeit besucht, eine dominante Mehrheit zu sein, und sie dienen hier als Referenzgröße von Normalität in ihrer Klasse. Sie konstruiert ihre eigenen Erfahrungen mit häuslicher Gewalt und dem Aufwachsen außerhalb der Familie in der stationären Jugendhilfe

als gegensätzlich zu dem Leben der anderen Jugendlichen und greift dabei auf Einteilungen zurück, die aufgrund von materiellen Ressourcen auch eine emotionale Versorgtheit bedingen – unabhängig von der Realität. Die Eltern der anderen als »Mami und Papi« zu bezeichnen, hebt die Eltern-Kind-Beziehung hervor und lässt die anderen Jugendlichen als Kinder erscheinen, die mit den Eltern leben und von diesen als Kinder liebevoll und sorgend behütet werden. Gleichzeitig konstruiert sie sich selbst implizit als älter und reifer und damit auch wieder überlegen.

Vor dem Hintergrund dieser Ungleichheitsordnung empfindet Elif Yıldız die erst einmal harmlos oder auch nur interessiert wirkende Frage nach ihrem Wohlbefinden als eine Frage, die sie zur Anderen in der Schule macht und sie als Opfer abstempelt. Sie selbst spricht den anderen die Legitimation ab, diese Frage zu stellen, da sie aus ihrer privilegierten Positionierung heraus aus ihrer Sicht kein Verständnis dafür haben können, was ihr Leben anbelangt. In der Folge erlebt Elif Yıldız diese Frage als gewaltvoll. Gerade in der vordergründigen Harmlosigkeit scheint für sie der Effekt verstärkt zu werden, dass sie sich als eine Andere – als ein Opfer – aufgerufen fühlt. Als Reaktion darauf distanziert sie sich innerlich davon und gibt im Interview ihre Gedanken dazu wieder: »*al-hey komm, spar dir das*«.

Sie fügt als weitere Präzisierung an, dass sie in einem Quartier zur Schule ging, in dem Kinder aus einer Gemeinde zur Schule gingen, die »mehr Geld« haben, und präzisiert die in der Darstellung der Wohnsituation bereits sichtbar gewordenen finanziellen Differenzen. Dadurch verweist sie hier nochmals explizit auf gesellschaftlich ungerecht verteilte finanzielle Ressourcen, die in ihrer Darstellung auch einen Einfluss auf das Aufwachsen haben. In der Folge erlebt sie sich in diesem Kontext mit ihren Erfahrungen als einsam, da sie davon ausgeht, dass die anderen von ihrer Lebensrealität und ihren Aufwuchsbedingungen keine Idee haben und ihr daher der Kontext dort »zuwider« ist. In ihren Formulierungen wird deutlich, dass für sie in Verbindung mit diesen Machtverhältnissen und dem damit einhergehenden Gefühl der Besonderung von ihr in der Klasse viel Emotionalität in Form von Verletzung, Einsamkeit und Abwehr verbunden ist.

Insgesamt verweist diese Stelle auf eine hegemoniale Normalitätsordnung, in der die anderen Schüler*innen als Repräsentant*innen einer bürgerlichen Kleinfamilie für sie implizit in der Schule als Referenzgröße von Normalität werden. Hier kommen scheinbar auch Klassenverhältnisse zum Ausdruck, die zu ungleichen Bildungschancen führen und Einteilungen hervorbringen, in denen Stadtteile räumlich segregiert werden, womit auch unterschiedliche Bildungswege verbunden sind. In der Folge hat die Differenzlinie Klasse auch Einfluss darauf, wer mit welchen Jugendlichen in der Regel überhaupt in Kontakt kommt. Für Elif Yıldız entsteht daraus das Dilemma, dass sie sich alleine fühlt unter den anderen in ihrer Klasse, die aus ihrer Sicht aus anderen Lebenswelten stammen und insbesondere einen anderen Zugang zu Ressourcen haben als sie. Anstelle einer Fokussierung auf

die ungleichen Ressourcen fühlt sie sich durch die Fragen der anderen zum Opfer stilisiert, womit ihr auch individuelle Verantwortung für ihre Situation übertragen wird, was sie als ungerecht empfindet und wovon sie sich distanziert:

ich habe dann auch (2) eben mit dem:: den meisten Freunden wo ich in der Klasse gehabt habe (2) so keinen Kontakt mehr gepflegt ///mmh/// (.) ähm (3) weil äh (.) ja, entweder ähm als- (.) ich habe so wie das Gefühl gehabt ja ähm (.) sie wollen mir ständig ihr Mitleid irgendwie ///mmh/// ähm näherbringen, ///mmh/// dabei: wollte ich das nicht, ///mmh/// also nicht von ihnen auf jeden Fall, ///mmh/// ähm:: und sie ha=wie so eine so eine Sonderbehandlung wo ich ///mmh/// (.) nicht wollte so ich habe wie so das Gefühl gehabt=ich kriege einen Stempel aufgedrückt, so Opfer, ///mmh/// ähm (.) und äh man muss jetzt gut nach dir schauen und sonst irgendwie so Zeugs ähm; ja es ist schon verständlich, ich meine ähm:: wenn man nicht (1) weiß wie mit (.) so Sachen umgehen ///mmh/// oder so ///mmh/// dann reagiert man so ///mmh/// ich mache da niemandem einen Vorwurf, ///mmh/// ähm ///mmh/// ((räuspert sich)) (47; 824-835)

Sie führt als Folge an, dass sie mit bis dahin als Freunden bezeichneten Mitschüler*innen ab diesem Zeitpunkt keinen Kontakt mehr pflegt. Die Formulierung des »Pflegens« weist darauf hin, dass sie die Beziehungen auslaufen lässt und sich nicht mehr darum kümmert, den sozialen Kontakt aufrechtzuerhalten. Sie begründet ihre Distanzierung damit, dass sich in der Frage der anderen »Mitleid« ausdrücke, welches sie von diesen Jugendlichen aber nicht haben wolle. Sie drückt dies explizit als eine Interpretation und Wahrnehmung von sich aus, die sie in der Situation hatte: »ich habe so wie das Gefühl gehabt [...]«. Verbunden mit diesem Gefühl, von den anderen bemitleidet zu werden, ist auch, dass sie die Verhaltensweisen der anderen ihr gegenüber als »Sonderbehandlung« empfindet, und sie markiert, dass sie diese Form des Mitleids und der Sonderbehandlung nicht will. Letztendlich bringt sie auf den Punkt, dass sie sich gewaltvoll in eine »Opferrolle« gedrängt fühlt durch die Fragen der anderen und deren Versuche, ihr Mitleid für ihre Situation entgegenzubringen. Ihre massive Abwehr einer Opferposition kann auch der Hintergrund dafür sein, dass sie das Gymnasium trotz ihrer Bildungsambitionen verlässt, da sie offensichtlich mit ihrer Inszenierung auf das Gegenteil abzielt und zu verhindern versucht, als Opfer wahrgenommen zu werden. Vielmehr zieht sich durch das Interview als roter Faden, dass sie versucht handlungsfähig zu bleiben und gesellschaftlichen Normalitätsanforderungen zu genügen.

Interessanterweise lässt sie den in dieser Sequenz deutlich werdenden Vorwurf an die anderen Schüler*innen in ihrer Klasse und ihre damit verbundene Kritik an den Ungleichheitsverhältnissen so nicht stehen, sondern sie fügt noch eine Hintergrundkonstruktion an mit Erklärungen für deren Verhaltensweisen. Damit vermutet sie im Modus der Perspektivübernahme für die anderen Schüler*innen, dass diese potenziell verunsichert seien, mit »den Sachen« umzugehen, die Elif Yıldız erfahren hat. Mit der Formulierung »den Sachen« umschreibt sie unspezifisch ihre

Gewalterfahrungen und damit verbunden ihren Auszug von zu Hause in die stationäre Jugendhilfe. Durch den Versuch, Erklärungen für das Verhalten der anderen zu finden, entsteht der Eindruck einer reflektierten Umgangsweise. Gleichzeitig übernimmt sie dadurch aber auch viel Verantwortung, weil sie trotz des sichtbar werdenden Schmerzes, der sich in dieser Sequenz zeigt, sowie der darin implizierten Kritik an den Verhaltensweisen der anderen diese durch die Erklärungen relativiert. So entsteht der Eindruck, dass sie stark individuell mit der Bearbeitung ihrer Erfahrungen beschäftigt und um Lösungen bemüht ist, die in ihrer Hand liegen.

Den Modus der Perspektivübernahme und die Suche nach Erklärungen für die Verhaltensweisen von anderen wendet sie an unterschiedlichen Stellen im Interview an, bspw. auch in Bezug auf das gewaltvolle Erziehungsverhalten ihres Vaters. Dies deutet auch darauf hin, dass sie ihre Biographie bereits therapeutisch oder pädagogisch angeleitet bearbeitet und Zusammenhänge und eigentheoretische Erklärungsmodelle entwickelt hat.

In Bezug auf die Entwicklungen in der Schule führt sie weiter aus:

und ähm (1) eben es hat sich dann alles so gesteigert eben wo ich dann ganz (.) massiv angefangen habe zu kiffen und ähm (.) die Adelheid dann auch meiner damaligen Therapeutenin=äh (.) angerufen hat und gesagt, und gesagt eben ich schlafe nur den ganzen Tag und der Rollladen sei immer unten und ich weine den ganzen Tag und äh ich bin offensichtlich depressiv, (.) ähm (.) so; ///mmh/// ja, ///mmh/// (1) also ich habe dann wirklich mit (.) keinem mehr groß irgendwie=also so soziale Kontakte gar nicht ///ja mmh/// (.) weil ich habe irgendwie so das Gefühl gehabt so ja ((pff)) (1) ///mmh/// es können mich alle mal am Arsch, ///ja/// also es ist ja, ///mmh mmh/// (4) ///mmh/// (4) (47; 835-844)

Als Folge aus dieser belastenden Situation, in der sie sich einsam fühlt und ihr auch bewusst ist, dass die anderen in ihrer Klasse mit besseren Ressourcen ausgestattet sind, gerät sie in eine Krise: »eben es hat sich dann alles so gesteigert eben wo ich dann ganz (.) massiv angefangen habe zu kiffen«. Wie in der Haupterzählung bereits deutlich wurde, verlässt sie in der Folge des Schulschwänzens schließlich das Gymnasium. Hier führt sie nochmals genauer die Hintergründe dafür aus, warum sie nicht mehr in die Schule gehen wollte. Weiterhin fügt sie noch an, dass die Professionellen in der Einrichtung offensichtlich derzeit die Einschätzung von ihr hatten, dass sie »depressiv« wäre. Diese Einschätzung lässt sie durch die Wiedergabe eines Telefongesprächs der Einrichtungsleiterin mit ihrer Therapeutenin in das Interview einfließen. Diese angefügte Erklärung macht aus dem vorgängig geschilderten Vorgang etwas Innerpsychisches. Mit der Depression als Ursache hierfür werden potenziell auch die belastenden Umstände und die hier angefügten Zusammenhänge, die zu einem Rückzug von ihren bisherigen Freundinnen führten, zu einer individuellen Ursache umgedeutet. Sie führt hier nicht weiter aus, wie sie selbst mit dieser Diagnose umging und welche Bedeutung damit für sie verbunden

war. Durch die Wiedergabe des Telefonats der Leiterin der Einrichtung scheint sie hier noch die Perspektive des Hilfesystems auf sie zu der Zeit mit einfließen lassen zu wollen. Gleichwohl wird dadurch aber deutlich, dass sie sich in dieser Zeit in einem krisenhaften Zustand befand.

Offensiver Umgang mit Zuschreibung des Opferseins – »Sind (.) ähm alles Mädchen gewesen wo (2) eben äh so häusliche Gewalt erlebt haben [...] dort habe ich mich sehr ähm ja ähm so (3) aufgehoben gefühlt«

I: Mmh::: und (2) wo sind und waren für Sie dann Orte (.) oder Gruppen, (.) zu denen Sie sich so zugehörig gefühlt haben, (2)

E: Ähm (1) das si- (.) eben sind dann im Storchi die Mädchen gewesen wo ähnliche Geschichte ähm erlebt haben, ///ja ja/// dort ist (.) ähm (2) eben wo ich eingetreten bin ist (.) keines von dem Mädchen dort gewesen weil sie ähm (.) hat ähm weil sie irgendwie:: Scheiße gebaut hat und dann von zu Hause hat weggehen müssen ///mmh/// oder in ein anderen Kanton ///mmh/// oder ///mmh/// so=sondern sind (.) ähm alles Mädchen gewesen wo (2) eben äh so häusliche Gewalt erlebt haben ///mmh/// wegen dem, ähm (.) gegangen sind; so; (.) ///mmh mmh/// dort habe ich mich sehr ähm ja natürlich ///mmh/// (.) ///ja/// ähm so ///mmh/// (3) aufgehoben gefühlt, ///ja mmh ja/// (1) wir haben dann irgendwann also ich und Lilijana (3) ähm (.) so wenn wir zusammengehockt sind oder so und die eine hat irgendetwas Blödes gesagt un=dann die andere hat gesagt, ja halt die Fresse sonst hole ich deinen Vater und sag ihm er solle seinen Gürtel (.) hervornehmen od-weißt du Sachen ///mmh/// wo: ja, ///mmh/// und dann ///mmh/// hat die andere mega gelacht und so und gefunden ja ///mmh/// ich hole deinen Vater auch gerade, ///mmh/// und ja das hast du dann so ///mmh/// (.) eben ich habe nicht die ganze Zeit Mitleid wollen oder so ///mmh/// oh-oh-oh ///mmh/// sondern es ist dann auch einmal ///ja/// (.) so sich über alles lustig machen egal ///ja/// wie schlimm das es ist, ///ja/// es mildert trotzdem irgendwie ///ja/// das hat ähm (.) das hat ///ja/// ähm (.) das hat auch (.) das tut jetzt auch noch gut, so; ///mmh mmh mmh/// (1) mmh (3) (48-49; 845-866)

Diese Sequenz stellt einen Kontrast dar zu ihren Beschreibungen, wie sie sich anders als die anderen Mitschüler*innen auf dem Gymnasium fühlt, von denen sie sich zum Opfer gemacht fühlt. Die Interviewerin fragt hier nach Räumen oder sozialen Zusammenhängen, in denen sich die Biographin zugehörig fühlte. Durch die Vergangenheitsform in der Frage ist zu vermuten, dass dadurch eher vergangene Erfahrungsräume aufgerufen werden und weniger aktuelle Zugehörigkeiten in den Fokus geraten. Möglichkeiten für Erfahrungen der Zugehörigkeit eröffnet die Interviewerin in Bezug auf Orte also räumlich oder in Bezug auf Gruppen in sozialer Hinsicht.

Die Erzählerin eröffnet in ihrer Antwort auf die Frage implizit einen Gegenhorizont zu ihren Erfahrungen in der Schule, und sie konstruiert in der Einrich-

tung Storchengasse eine Gruppe mit den Mädchen, die ähnliche »Geschichten« erlebt haben wie sie. Diese wiederum grenzt sie ab zu Mädchen in der stationären Jugendhilfe, »die dort sind, weil sie irgendwie: Scheiße gebaut« haben und aus diesem Grund »von zu Hause [haben] weggehen müssen«. Die Jugendlichen, die mit ihr in der Einrichtung waren, konstruiert sie als eine Gruppe von Mädchen, die »eben äh so häusliche Gewalt erlebt haben ///mmh/// wegen dem, ähm (.) gegangen sind; so; (.)«. Damit wird deutlich, dass es in ihrer Konstruktion Jugendliche gibt, die abweichende Verhaltensformen zeigen und aus diesem Grund in die stationäre Jugendhilfe müssen, und andere Jugendliche, zu der sie sich auch zählt, hingegen aufgrund von häuslicher Gewalt freiwillig in der stationären Jugendhilfe sind. Die geteilte Erfahrung von häuslicher Gewalt führt für sie dazu, dass sie sich dort aufgehoben fühlt und sie mit den anderen Mädchen Praxen entwickelt, in denen sie humorvoll und überspitzt mit den Gewalterfahrungen durch ihre Väter umgehen. So schildert sie bspw., wie sie sich gegenseitig androhen, ihre Väter zu holen, dann aber darüber lachen. Damit sprechen sie zwar die Gewalt an, unterwerfen sich ihr aber nicht, sondern transformieren die schmerzhaften Erfahrungen in eine humorvolle Situation und nehmen eine bemächtigende Haltung in Bezug auf diese Erlebnisse ein. So wenden sie die Opfersituation um, die offensichtlich im Umgang mit anderen häufig evoziert wird, die ihnen Mitleid entgegenbringen wollen. Den Effekt beschreibt sie als heilsam (»es mildert [...] irgendwie«) und es tut ihr offensichtlich gut, auf diese Art und Weise mit anderen Jugendlichen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben, diese Form der Bearbeitung zu praktizieren. Dabei ist es offensichtlich zentral für die Mädchen, dass sie selbst bestimmen, in welcher Art sie mit ihren Geschichten umgehen, und sie sich nicht noch zusätzlich zu den schmerzvollen Gewalterfahrungen durch das Mitleid von anderen in eine Opfersituation hineinrufen lassen. Hier wird deutlich, dass die stationäre Jugendhilfe für sie auch ein Raum für Empowerment ist und ihr die Möglichkeit bietet, mit anderen jungen Frauen über geteilte Erfahrungen reden zu können und sich so gegenseitig zu stärken.

Resümee Jugendhilfeerfahrungen führen zu Ausgrenzungserfahrungen

Die Figur des Opfers hängt in der biographischen Konstruktion von Elif Yıldız eng mit ihrer starken Inszenierung von Handlungsfähigkeit zusammen. Bei der Darstellung der elterlichen Migration in die Schweiz und in Bezug auf den Bildungserfolg ihrer Schwester wurde aufgezeigt, dass diese Geschichten als Gegenentwurf verstanden werden können zu rassistischen Diskursen und damit verbundenen Bildern, die Mädchen mit einem türkischen Migrationshintergrund als benachteiligt und potenziell auch als Opfer von patriarchalen Geschlechterverhältnissen konstruieren. Auch die Inszenierung ihrer eigenen Autonomie und Handlungsfä-

higkeit sowie die Hervorhebung ihres Bildungserfolges können dazu dienen, mögliche negative Zuschreibungen infrage zu stellen.

Das Gefühl in der Schule, zum Opfer gemacht zu werden, stellt sie in den Kontext von Klassenverhältnissen, ihren Gewalterfahrungen sowie ihrem Wohnen in der stationären Jugendhilfe. Somit zeigt sich, dass sie in vielfacher Hinsicht mit intersektional verwobenen Bildern konfrontiert ist, die ihr nahelegen, ein Opfer zu sein. In ihrer Darstellung wird deutlich, dass es ihr lange Zeit sehr gut gelang, durch eine Strategie der Anpassung, der Normalisierung und der Geheimhaltung von Bereichen ihres Lebens, insbesondere im Umgang mit Peers und in der Schule, ihre Abweichung von hegemonialen Vorstellungen einer bildungsbürgerlichen, mehrheitspositionierten (Weißen) Normalität unsichtbar zu machen.

In der Folge ihres Übergangs in die stationäre Jugendhilfe durchlebt Elif Yıldız eine Krise, da dadurch sichtbar wird, dass sie anders ist als die anderen in ihrer Klasse, die sie als wohlbehütete Jugendliche konstruiert, welche in einer heterosexuellen Normalfamilie sowohl finanziell als auch emotional versorgt aufwachsen. In der Folge zieht sie sich sowohl sozial aus ihrer Klasse als auch vom Ort der Schule insgesamt zurück, was letztendlich dazu führt, dass sie das Gymnasium ohne Abschluss verlässt. Dies zeigt auf, dass ihr durch den Schritt, sich Hilfe zu holen und die Gewalt zu beenden, für kurze Zeit das Drehbuch ihres Lebens entgleitet. So wird ihr zu Beginn der Hilfe bis zur Klärung mit ihren Eltern aus Schutzgründen der Schulbesuch untersagt, wodurch aus ihrer Perspektive ihre Geschichte mit Gewalt und dem Auszug von zu Hause in die stationäre Jugendhilfe sichtbar für die anderen wird. Im weiteren biographischen Verlauf gelingt es ihr, die Krise zu überwinden und erneut an ihre Strategie der Bildungsorientierung, das Gefühl von Handlungsfähigkeit sowie die Strategie der Normalisierung anzuknüpfen. Subjektivierungstheoretisch betrachtet gelingt es ihr also insgesamt, sich nicht in unterlegene Subjektpositionen hineinrufen zu lassen, die ihr in Bezug auf unterschiedliche Differenzerfahrungen nahegelegt werden; ebenso wenig unterwirft sie sich der intersektional verwobenen Adressierung als Opfer. Vielmehr entwickelt sie mit viel Energie einen Gegenentwurf von sich als handlungsfähiges Subjekt und nimmt Positionen ein, die ihr vor dem Hintergrund von gesellschaftlichen Normalitätsordnungen nicht ohne weiteres zugänglich bzw. systematisch erschwert sind. Ihre Inszenierung von Handlungsfähigkeit und ihre Strategien, für sich Normalität zu beanspruchen, können also auch als erfolgreiche Widerstandsstrategie gelesen werden. Stationäre Jugendhilfe führt bei Elif Yıldız also einerseits zu Ausgrenzungserfahrungen, andererseits eröffnet ihr diese aber auch einen Raum für Empowerment und wird so auch zum Möglichkeitsraum.

5.10 Fazit Fall Elif Yıldız – Zwischen Ausgrenzung, Handlungsmacht und Widerstand

Hinsichtlich der Frage nach der Bedeutung von Normalitätskonstruktionen bietet der Fall von Elif Yıldız unter verschiedenen Gesichtspunkten Möglichkeiten der Verallgemeinerung. In dem Fall wird ein Spannungsfeld zwischen verschiedenen Adressierungen und Zuschreibungen, die ihr eine Opferrolle nahelegen, und einer starken Inszenierung von Handlungsmacht sichtbar. Die Adressierungen als Opfer hängen eng mit dem Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe zusammen. Gleichzeitig wird in dem Fall deutlich, dass die an das Aufwachsen in der stationären Jugendhilfe geknüpfte Opferfigur biographisch mit anderen Differenzen intersektional verbunden ist. Die Positionierung als Frau mit Migrationserfahrungen, die Gewalterfahrungen gemacht hat, bringt mehrere Bilder und Zuschreibungen einer Opferrolle hervor. Gleichzeitig sind diese Bilder verschränkt mit klassenbezogener Benachteiligung, die sich darauf bezieht, dass es offensichtlich Mechanismen gibt, dass junge Frauen aus dem Stadtteil, in dem die Biographin aufwuchs, eher nicht auf eine höhere Schule kommen. In der Folge wird bei ihr als Anforderung sichtbar, dass sie sich im Gymnasium mit ihren Erfahrungen des Aufwachsens einsam fühlt, die sie als weniger behütet und mit weniger Ressourcen ausgestattet beschreibt. Darin wird deutlich, dass, verbunden mit ihren Zugehörigkeiten als junge Frau mit Rassismus- und Gewalterfahrungen, in benachteiligenden Klassenverhältnissen auch nur begrenzte Lebenswege vorgesehen sind, die sie aber durch große Anstrengung überschreitet. Ihre Strategie, sich als handlungsfähig zu inszenieren und Normalität für sich in Anspruch zu nehmen, kann vor diesem Hintergrund als Widerstandsstrategie dagegen verstanden werden, sich mehrfach in eine Opferposition hineinrufen zu lassen. Die Inszenierung von Handlungsfähigkeit führt gleichzeitig dazu, die mehrfach intersektional überlagerten Zuschreibungen als Opfer nicht performativ auszufüllen und sich diesen Bildern nicht zu unterwerfen.

Zunächst zeigt sich eine Positionierung der Erzählerin als eine, die die gesellschaftlichen Normen von Leistungsfähigkeit und Bildungsorientierung gut erfüllt; sie markiert in ihrer Biographie sehr stark ihre Erfolge. Diese Hervorhebung der eigenen Leistung wird dadurch verstärkt, dass sie bspw. jenseits ihrer guten Leistungen über die Schulzeit wenig berichtet. Weiterhin wird ihre eigene Leistungsfähigkeit auch dadurch unterstrichen, dass sie sich beim Erreichen ihrer Erfolge als autonom inszeniert. In der Folge beansprucht die Biographin durch die Erfüllung der Leistungsnormen eine intelligible Subjektposition und widersetzt sich mehrfach dem, was ihr vor dem Hintergrund von gesellschaftlichen Ordnungen rund um Ethnizität, Gender, Klasse sowie der Norm des Aufwachsens in der heterosexuellen Herkunftsfamilie nahegelegt wird. So gelingt es ihr, sich durch die Unterwerfung unter Leistungsnormen und die erfolgreiche Performanz im forma-

len Bildungs- sowie Ausbildungssystem als erfolgreich zu inszenieren. In der Folge distanziert sie sich hierüber von ihrem Herkunftsmilieu bzw. insbesondere von ihrem Bruder.

Mit der Hervorhebung der eigenen Handlungsfähigkeit und Autonomie einher geht eine De-Thematisierung von Hürden. So zeigt sich in ihrer Präsentation von Ereignissen eine Darstellungsweise, mittels derer sie weniger auf den Zwang der Rahmungen verweist, die die Entscheidung beeinflussen, sondern vielmehr ihre eigene Entscheidung oder ihren Willen als die Ursache für Veränderungen ins Zentrum rückt. Dadurch entsteht der Eindruck, dass sie individuell viel Verantwortung übernimmt. In Verbindung mit ihrer Erfahrung, zum Opfer gemacht zu werden, kann dies auch als Widerstandsstrategie verstanden werden, durch die sie sich mit Handlungsmacht versieht, gleichzeitig aber individualisierend Verantwortung für die Lösung von strukturellen Zwängen übernimmt. Trotz der Verdeckung von Hürden und Barrieren oder auch der Gewalt, der sie ausgesetzt ist, führt dies gleichzeitig zur Bemächtigung der Biographin, da sie sich als Steuernde in ihrer Biographie konzeptualisiert und die Beschränkungen überschreitet. Zur Hervorhebung der eigenen Handlungsmacht gehört auch, dass sie Ereignisse bagatellisierend oder entdramatisierend darstellt. Dies führt zur Herstellung und Inanspruchnahme von Normalität für sich selbst, da sie sprachlich ihre Erfahrungen so darstellt, dass diese an Normalitätsvorstellungen anknüpfbar sind. Diese autonome Subjektfigur, die sie hier zum Ausdruck bringt, knüpft an ein Leitbild der Gegenwart an als »unternehmerisches Selbst« (Bröckling 2007), das Leben eigenverantwortlich unter Selbstoptimierungsaspekten zu gestalten.

Mit einer biographieanalytischen Perspektive kann die Handlungsfähigkeit der Biographin als brüchig interpretiert werden. So baut sich im biographischen Prozess ein Verlaufskurvenpotenzial auf, da die individualisierende Form der Verantwortungsübernahme und die Anstrengungen, Barrieren zu überwinden, nicht mehr durchgehend aufrechterhalten werden können. Vielmehr führt der Wechsel in die stationäre Jugendhilfe zu einem vorübergehenden Zusammenbruch der Handlungsfähigkeit von Elif Yıldız. Im Kontext stationärer Hilfen dominieren in ihrer Biographie in den Prozessen der Platzierung institutionelle Logiken, und so werden die Fragilität und Prekarität der Handlungsstrategie der Normalisierung sichtbar.

Es zeigen sich eine Sprechweise und Perspektive der Erzählerin auf ihre Lebensgeschichte, die auf Therapiekontexte und eine pädagogische Bearbeitung verweisen. Dies drückt sich in der Nutzung des Sprachjargons von Professionellen aus, um sich selbst zu beschreiben, oder durch die Orientierung an den Abläufen von Platzierungen, um über die Hilfesgeschichte zu sprechen. Diese Sprechweise kann auch als eine Form der Distanzierung gelesen werden. Gleichzeitig wird in ihren eigentheoretischen Bearbeitungen der Biographie eine Art der Perspektivübernahme sichtbar, durch die sie versucht, die Handlungen von Menschen, die

ihr Unrecht getan haben, zu verstehen, z. B. indem sie Begründungen für deren Handeln anführt. Insgesamt gelingt es der Erzählerin auf diese Art, über sich und die teilweise schmerzhaften und gewaltvollen Ereignisse zu sprechen, ohne dabei ins Detail zu gehen und das Vergangene im Erzählen konkret nachvollziehen zu müssen. Gleichzeitig kann diese Art des Sprechens auch funktional sein, um in der Erzählsituation selbst nicht erneut zum Opfer gemacht zu werden oder Reaktionen zu erzielen, bei denen die Zuhörer*innen mit ihrer Geschichte überfordert sind.

Zusammenfassend wird deutlich, dass der Kontext der Hilfe eine Subjektpositionierung hervorbringt, der Elif Yıldız einerseits unter dominante institutionelle Sprechweisen und Perspektiven unterwirft, andererseits aber auch dadurch eine Ermächtigung ermöglicht, auf eine legitime Art über die eigene Hilfesgeschichte zu sprechen. Der genaue zeitliche Überblick und die Strukturierung der eigenen Biographie hierüber verstärken die Lesart, dass die Erzählerin bereits vielfach die Ereignisse ihres Lebens bearbeitet und hierbei eine Ordnung und Struktur entwickelt hat, die es ihr möglich machen, die eigene Geschichte zu erzählen. So erzeugt sie durch die zeitliche Struktur eine klare Vorstellung hinsichtlich der Ereignisse und bleibt gleichzeitig beschreibend, ohne die Details von schmerzhaften Erfahrungen zu vertiefen. Dadurch entstehen einerseits eine Klarheit und andererseits eine Distanzierung von den eigenen Emotionen und Gedanken.

Auffallend bei der Biographie ist die Kontextualisierung der eigenen Gewalterfahrungen in patriarchale Geschlechterverhältnisse. Dies führt einerseits dazu, dass sie durch diese Kontextualisierung bereits auf einer abstrakten Ebene Bilder bei den Zuhörer*innen ihrer Geschichte hervorruft, sie dadurch selbst nicht mehr so sehr die konkreten Erfahrungen erzählen muss und dennoch legitim ihren Hilfebedarf darstellen kann. Andererseits kann sie so die gemachten Erfahrungen von der individuellen Ebene wegholen und diese in gesellschaftliche Verhältnisse einordnen. Dadurch verschafft sie sich eine Form der Erklärung, warum ihr Vater und ihr Bruder so handelten.

Die Handlungsfähigkeit der Biographin wird in ihrem Übergang in die stationäre Jugendhilfe sehr stark eingeschränkt. Hier wird ein Bruch kenntlich, da die Handlungsfähigkeit, die sie aufgebracht hat, um in die stationäre Jugendhilfe zu kommen, mit dem Beginn der Hilfe und der Anerkennung ihres Hilfebedarfes unterbrochen wird, und in Bezug auf die Frage der Platzierung und vorgängigen Abklärungen die institutionelle Perspektive dominiert. Dieser Mechanismus verweist auf eine Steuerungslogik der Hilfen durch institutionelle Perspektiven. Insbesondere zu Beginn und am Ende der Hilfe wird deutlich, wie die Biographin subjektiviert wird als eine, bei der durch Institutionen festgestellt wird, was ihr ›Problem‹ ist, und mittels expertokratischen, für sie undurchschaubaren Prozessen Abklärungen vorgenommen werden. Am Ende dieser institutionellen Abklärungsprozesse stehen bei ihr Entscheidungen, die den weiteren Verlauf der Hilfe

definieren, die auch Einfluss auf ihr Leben haben und an denen sie selbst wenig beteiligt wird. So zeigt sich z. B., dass sie offensichtlich zu Beginn ihrer Hilfe nicht beschreiben kann, warum sie nacheinander in den unterschiedlichen Einrichtungen ist und auf welcher Entscheidungsgrundlage sie dann letztendlich in das Zentrum Storchengasse kommt.

In Bezug auf den Hilfebedarf wird deutlich, wie dieser auf eine anerkannte Art und Weise zum Ausdruck gebracht werden muss. Damit müssen Begründungen angeführt werden, die Unterstützung durch die stationäre Jugendhilfe notwendig machen. Im Fall von Elif Yıldız zeigt sich, dass sie es erst durch große Anstrengungen schafft, Unterstützung zu bekommen. Gleichzeitig gerät sie aber mit dem Hilfebeginn letztendlich in eine biographische Krise, da sie die Strategie der Normalisierung ihres Lebens nicht weiter aufrechterhalten kann. Mit dem erfolgreichen Kampf gegen die Gewalterfahrungen zu Hause sind dann für sie andere Herausforderungen verbunden. Darin drückt sich auch eine Ambivalenz aus, die mit der Inanspruchnahme von Hilfe verbunden ist, da damit außerdem Problemkonstruktionen in Bezug auf die eigene Biographie verbunden sind, die im Fall von Elif Yıldız nicht mit ihren bisherigen Umgangsstrategien kompatibel sind. So ist das Sichtbarwerden ihrer Gewalterfahrungen in der Schule für sie hochproblematisch. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass sie sich in der Einrichtung Storchengasse sehr wohlfühlt und dort eine für sich gute Umgebung vorfindet. Positiv am Ort der Jugendhilfe ist für sie auch, dass sie mit den anderen Mädchen dort einen Umgang findet, sich mit den Gewalterfahrungen, selbstbestimmt ironisierend und ohne zum Opfer gemacht zu werden, auseinanderzusetzen.

Insgesamt wird im Fall von Elif Yıldız sichtbar, wie ihre Strategien der Normalisierung und Handlungsmacht auf der einen Seite mit gesellschaftlichen Adressierungen auf der anderen Seite zusammenhängen als einer, die nicht hegemonialen Vorstellungen entspricht. Insbesondere die Konsequenzen daraus, dass sie sich in der Schule zum Opfer gemacht fühlt, werfen Fragen für das Hilfesystem auf. Hier zeigt sich, wie die Anerkennung von Hilfebedarf dazu führen kann, die Autonomie und Deutungsmacht von Menschen in Bezug auf ihre Biographie einzuschränken. So werden die, die Hilfe empfangen, potenziell auch immer als Subjekte konstruiert, die ihre Biographie (noch) nicht oder nicht mehr ohne Unterstützung gestalten können. Es besteht die Gefahr, dass deren Handlungsfähigkeit verdeckt wird und Bilder von Opfern hervorgebracht werden, die durch Unterstützung erst wieder zu Handlungsfähigkeit gelangen sollen. Im Fall von Elif Yıldız wird die damit verbundene Paradoxie sichtbar, da ihr hohes Maß an Handlungsfähigkeit durch die Hilfe und das Sichtbarwerden ihres Hilfebedarfs in der Schule eingeschränkt wird. Gleichzeitig bewertet sie aber die Unterstützung in der Einrichtung rückwirkend als hilfreich und beschreibt in Bezug auf die Peerkontakte im Heim, dass diese wichtig und unterstützend waren. Diese Gleichzeitigkeit macht die Paradoxie aus, die mit institutionellen Hilfearrangements verbunden ist.